P. o. germ. 764 f

214 Bnis

Clio's
Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

I

*

Darmstadt
bey Carl Wilhelm Leske.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Gewöhnlich denket man sich die Muse der Geschichte — die Erste der Musen — allzuernst; immer mit der Tuba in der rechten und einem Quartanten in der linken Hand.. Aber Clio war ja auch die Erfinderin der Guitarre, und, was noch mehr ist, sie war verliebt. Denn als sie einst der Venus, wegen ihres etwas anstößigen Umganges mit dem Adonis, Vorwürfe machte, bestrafte die gereizte Göttin sie durch Erweckung süßer Gefühle, und Clio vergaß sich so sehr, daß sie Mutter wurde. Nach solchen kleinen Abentheuern in ihrem ernsten Leben, darf man es

schon wagen, ihr ein Blumenkörbchen an den Arm zu hängen.

Der Käufer findet hier einzelne Züge aus der Geschichte — oder Skizzen — oder interessante Bruchstücke aus größern Werken, aus vergessenen Schriften; lauter Dinge, von welchen es mir geschienen, daß sie eine gewisse Klasse von vernünftigen Lesern (zu der ich freilich die bloßen Romanen-Leser nicht zähle) wohl angenehm unterhalten könnten.

Schwarzen den 30sten May 1810.

Kotzebue.

Inhalt.

Seite

Eine schändliche Bulle Clemens VI. . 3

Die Memoiren des Prinzen von Oranien. 14

Testamente. 23

Die Halbinsel jenseit des Ganges. . 28

Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt. 55

Historisches Gemählde der Nationen. . 59

Eine alte Vertheidigung der Juden. . 62

Nola, nach Swinburne. . . . 87

Bruchstücke aus Bayle's historischer Abhandlung über Schmähschriften. . . 90

Des Grafen Potozki Reise. . . 121

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville. 202

Turgots Werke. 277

*

	Seite
Geschichte und Theorie der Sündfluth.	285
Die Einwohner der Insel Formosa.	291
Das Schicksal.	296
Ueber den Begriff von Zeitgeist.	298
Bagdad.	307
Frankreichs alte Fahnen.	316
Geschichte der englischen Seemacht.	323
Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder (nach Gibbon.)	344
Quodlibet.	383

Clio's
Blumenkörbchen.

1.

Eine schändliche Bulle Pabst Clemens des Sechsten.

Mit welchem Uebermuth die Päbste viele Jahrhunderte hindurch die weltliche Macht mit Füßen getreten, das ist Jedem zur Genüge bekannt, wie auch daß viele derselben, in Lastern sich wälzend, der Lehren ihres großen Meisters spotteten; aber was sie schriftlich von sich gaben, das pflegte doch gewöhnlich den Geist des Christenthums zu athmen, wenigstens mit diesem Firniß überzogen zu seyn. Alle Lehren des Evangeliums und alle Moral schriftlich ins Gesicht zu verhöhnen, ohne sich einmal die Mühe zu nehmen, durch irgend eine Sophisterey die

Sache zu beschönigen, das wagte keiner. Darum ist die Bulle, von der hier geredet werden soll, in der That eine große Merkwürdigkeit. Derjenige, der sie gab, Clemens VI., ein Franzose, war der Sohn eines Edelmanns aus Limosin, und nannte sich Peter Roger. Er wurde Mönch in einem Kloster in Auvergne, studirte zu Paris, galt für einen Gelehrten, und Petrarch, sein Zeitgenosse, schildert ihn als einen sehr unterrichteten Mann. Desto schlimmer, daß er im Stande war, eine solche Bulle auszuspeien. Hier ist ihr Inhalt: Clemens bevollmächtigte im Jahr 1351 den Beichtvater des Königs Johann und der Königin Johanna von Frankreich, diese seine königlichen Beichtkinder von allen eingegangenen Verbindlichkeiten, Tractaten, Versprechen u. s. w., selbst von eidlich beschworenen, los zu sprechen, wenn es ihnen etwa beschwerlich fiele, sie zu halten. Diese Gnade dehnt der heilige Vater auch auf deren Nachkommen in alle Ewigkeit aus, unter der einzigen Bedin-

gung, daß der Beichtvater ihnen in solchen Fällen irgend ein gutes Werk oder eine fromme Stiftung auferlegen solle. — (Für die Gelehrten, die etwa dies Büchlein durchblättern, füge ich hinzu, daß der Benedictiner Dom Luc d'Acheri diese Bulle in seinem Spicilegium T. IV. pag. 275. in extenso aufbewahrt hat und daß die Worte im Original folgender Gestalt lauten: Juramento per vos praestito, et per vos et eos praestando in posterum, quae vos et illi servare *commode* non possetis). Weiter konnte wohl die päbstliche Unverschämtheit nie getrieben werden, als durch eine Bulle, die nicht allein geradezu gegen die göttlichen Gebote läuft, sondern auch denjenigen, der es wagen würde, sich einem solchen Meineid zu widersetzen, mit der göttlichen Rache bedroht; denn alle Bullen, also auch diese, endigen mit den Worten: „Keinem soll es erlaubt seyn, unserm hier ausgedrückten Willen es wagen zu widerstreben (Nulli ergo hominum etc. etc.), und wenn es Einer wagen würde, so solle er

den Zorn Gottes und der Apostel Peter und Paul zu fürchten haben." Wenn also der König Johann sich dieser schändlichen Erlaubniß hätte bedienen wollen, und der Redlichste, Gewissenhafteste unter seinen Räthen hätte dagegen gesprochen, so wäre der Zorn Gottes, durch den Statthalter Gottes ausgesprochen, über diesen Biedermann gekommen! — Man könnte einwenden, dieser Schluß aller Bullen sey nur eine Formel? Dadurch könnte sich aber auch jener Censor in Padua entschuldigen, von dem man erzählt, er habe die Erlaubniß zum Druck eines Koran mit den Worten gegeben: „Da in dieser Handschrift nichts gegen die katholische Religion befindlich ist, u. s. w." Dieser Censor wurde blos ausgelacht, Pabst Clemens muß verabscheuet werden. Ohnehin sind die Fürsten bisweilen geneigt, ihre beschwornen Tractaten nicht zu erfüllen, wenn es ihnen unbequem fällt und sie mächtig genug sind; nur Ehre und Religion können für einen Mächtigern bürgen; den einen dieser

Pfeiler stürzt Clemens um, und durch dessen Sturz muß auch der andere wanken: denn was nicht gegen das Gewissen streitet, kann auch nicht ehrlos seyn. Es hat doch Leute gegeben, die den Pabst vertheidigt, wenigstens entschuldigt haben. Er war ein Franzose, sagen sie, er residirte zu Avignon und befand sich folglich in der Gewalt des Königs, der ihm wahrscheinlich diese Bulle abgepreßt hat. Eine schlechte Entschuldigung für eine schlechte Sache. Und was man hier voraus sezte, ist nicht einmal wahr; der König hat die schändliche Dispensation nicht ertrozt, das ließe sich wohl beweisen. In dem Buche, in welchem sie steht, folgte auf dieselbe sogleich eine andere, die dem Könige und der Königin erlaubt, an Fasttagen Fleisch zu essen, aber unter großen Einschränkungen. Da sollen, nicht Ein Arzt, sondern Mehrere, ein Zeugniß ausstellen, daß das strenge Fasten der Gesundheit Ihrer Majestäten nachtheilig seyn würde; da soll der Beichtvater mit der Facultät übereinstimmen und erklären, daß die

Dispensation wirklich nothwendig sey; wären aber die Aerzte und der Beichtvater bey dieser Untersuchung leichtsinnig verfahren, so solle die Sünde ihr Gewissen, nicht das Gewissen des Pabstes belasten. (Spicilegium pag. 277.) Also um Eide zu brechen, war nichts weiter nöthig, als daß es dem Könige unbequem sey, sie zu halten, hingegen um Fleisch zu essen, müssen die strengsten Bedingungen beobachtet werden. Daraus folgt doch wohl, daß der Pabst nicht aus bloßer Gefälligkeit für den König, oder aus Zwang, seine Pflicht vergessen würde?

Der Eingang der Bulle wirft noch ein grelleres Licht auf sie. „Gern wollen wir Euve Wünsche befriedigen, sagte der Pabst, besonders den, Euch Mittel an die Hand zu geben, wie Ihr die Gnade Gottes, den Frieden der Kirche und die ewige Seligkeit erwerben könnt," und hierauf folgt die Erlaubniß, meineidig zu werden, sobald es ihm bequem sey!!! Eine vortreffliche Manier, sich den Frieden der Seele zu verschaffen.

Nein, der König hat diese Bulle nicht erbeten, nicht ertrozt, dafür bürgt uns sein bekannter Character. Er verlohr die Schlacht bey Poitiers gegen die Engländer und wurde zum Gefangenen gemacht. Der Sieger führte ihn nach England. Einige Zeit nachher wurde der Tractat von Bretigni geschlossen, den beide Könige beschworen, und durch welchen Johann mehrere Provinzen und ansehnliche Länder an Eduard abtreten mußte. Welch' eine schöne Gelegenheit, die päbstliche Gnade zu benutzen! Der Tractat von Bretigni enthielt die härtesten Bedingungen, welche zu erfüllen dem Könige durchaus sehr unbequem seyn mußte; aber es kam ihm nicht in den Sinn, jene Bulle in Kraft zu setzen, die ihm schon zehn Jahre früher war ausgefertigt worden. Im Gegentheil, statt den Tractat zu brechen, kehrte er 1362 in die Gefangenschaft nach England zurück. Die Geschichtschreiber haben sich sehr bemüht, den Beweggrund dieses Schrittes zu ergrübeln; er lag wahrscheinlich in des Königs Be-

griffen von Redlichkeit und Treue. Er hatte, unter andern harten Bedingungen, auch seinen zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, als Geisel ausliefern müssen; dieser junge Prinz wurde zu Calais bewahrt, gieng auf sein Ehrenwort frey herum, mißbrauchte dieses Zutrauen und entfloh. Da begab sich der edle Vater wieder in die Gewalt seines Feindes, zum Theil auch deswegen, weil der Tractat von Bretigni noch nicht erfüllt war und weil er seine Freiheit nur mit der Bedingung, ihn getreulich zu erfüllen, erhalten hatte. Er soll bey dieser Gelegenheit ein schönes Wort gesagt haben, welches alle Fürsten in ihren Kabinetten auf die Wand sollten schreiben lassen: „Wenn Treu und Glaube aus der ganzen Welt verbannt würden, so müßte man sie wenigstens auf den Lippen der Könige wieder finden.“ (Man schreibt diesen Spruch auch Carl dem Fünften zu; es ist möglich, daß beide ihn gesagt haben, doch sicherlich hat Johann ihn treuer befolgt als Carl.) Er starb in England, drey

Monate nach seiner Ankunft, vielleicht mit keiner andern Gewissensunruhe belastet, als mit der, daß seine Kinder und Nachkommen, minder redlich als Er, die gefährliche Gabe des Pabstes nicht verschmähen mögten.

Von einzelnen Schwüren haben die Päbste freilich oft entbunden, und selbst die Bischöfe thaten es zu manchen Zeiten, aber nie hatte man noch gewagt, von allen schon geschworenen und noch künftig zu schwörenden Eiden auf ewige Zeiten auch die Nachkommen los zu sprechen. Es wäre also möglich gewesen, daß diese Bulle, 334 Jahre später, den Widerruf des Edicts von Nantes bewirket hätte. Obgleich man, um diesen Clemens VI. zu kennen, nichts weiter von ihm zu wissen braucht, als diese einzige Bulle, so mögen doch, um sein Bild zu vollenden, noch einige Züge von ihm hier stehen. Ein Gelehrter wollt' er seyn und war er auch, sobald er aber auf den päbstlichen Thron gelangte, wurde er Prunkgierig, führte einen königlichen Staat, die leckerste Tafel, be-

soldete eine große Zahl von Rittern und Knappen, hielt eine Menge Pferde, auf welchen er selber sich fleißig tummelte, uneingedenk der demüthigen Eselin seines Meisters; wer ihm begegnete, würde ihn nie für das Oberhaupt der Kirche gehalten haben; nur darin glich er fast allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, daß er sich alle Mühe gab, seine Nepoten zu bereichern. Dieser nämliche prunkende Fürst schrieb, bey Gelegenheit eines von ihm beabsichteten Kreuzzuges, einen sehr strengen Brief an die Rhodiser, nachmals Maltheser-Ritter, in welchem er ihnen gerade seine eigenen Fehler vorrücket, nämlich ihre Leidenschaft für schöne Pferde und überhaupt ihre Prachtliebe. Er fragt sie mit großem Ernst, ob das der Gebrauch sey, den man von den geistlichen Einkünften machen dürfe? Matthias Villani hat uns, in seiner florentinischen Geschichte, den Character dieses Pabstes geschildert. Er fügt hinzu, daß er, noch als Erzbischoff, den Weibern sehr ergeben war, und sich in Krankhei-

ten von Frauenzimmern bedienen ließ. Der alte Erzbischoff von Salisbury pflegte eine Anecdote zu erzählen, die hier wohl an ihrem rechten Platze steht; er hatte sie aus dem eigenen Munde König Wilhelm des Dritten. Als dieser König mit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Zusammenkunft hatte, um über die europäischen Angelegenheiten zu berathschlagen, seufzten beide über das wenige Vertrauen, welches man auf Tractaten setzen dürfe, besonders auf die der katholischen Fürsten. Da meynte der Churfürst, weil er älter sey als der König und folglich mehr Erfahrung habe, so wolle er ihm eine Bemerkung mittheilen: daß es nämlich sicherer sey, in Unterhandlungen mit katholischen Fürsten sich auf ihr bloßes Wort als auf ihren Eid zu verlassen: denn im ersten Falle wollten sie bisweilen für ehrliche Leute gelten und scheueten sich, es zu brechen, im leztern Falle aber fänden sich immer Geistliche, welche sie davon lossprächen.

Die gänzliche Zertrümmerung der päbstlichen Macht ist sonder Zweifel eine Wohlthat unsrer Zeit. Wenn doch die Gewaltigen der Erde bedächten, daß gewiß eine Zeit kommt, wo man ihre Handlungen beurtheilen darf, und daß alsdann auch gewiß ein ehrlicher Mann auftritt, der sie beurtheilt.

Die Memoiren des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien.

Sie wurden gefunden in dem Cabinet der verstorbenen Fürstin von Anhalt-Dessau, einer gebohrnen Prinzessin von Oranien, Friedrich Heinrichs des Dritten Tochter, welche stets eine tiefe Verehrung für ihre Eltern hegte (ihre Mutter war eine Gräfin Solms), und jeden Brief, den sie von ihnen erhielt, als ein Heiligthum aufbewahrte. Sie besaß eine ansehnliche Sammlung solcher Briefe, aber leider verordnete sie in ihrem lezten Willen, daß man das ganze

Packet ihr im Sarge unter den Kopf legen sollte. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß diese Briefe eine Menge Anecdoten von der Geschichte jener Zeit enthielten, und ihr Verlust daher sehr zu bedauren ist. Aber wären sie nicht noch zu retten? sollte der aufgeklärte Fürst von Dessau, wenn ein Freund der Geschichte ihn darum bäte, wohl Anstand nehmen, diesen Schatz aus der Gruft hervorholen zu lassen? würde selbst die Verstorbene, wenn sie noch lebte, in unsern Tagen etwas dagegen einwenden? sollte sie nicht vielleicht selbst diese Briefe in ihrer Gruft nur deshalb so sorgfältig bewahrt haben, damit man sie zu einer Zeit wieder finden mögte, wo ihr Innhalt unbedenklich bekannt gemacht werden konnte? Die Memoiren hinterließ sie ihrem Sohne, der den Druck derselben erlaubte. Sie sind zwar nicht von dem Prinzen von Oranien selbst geschrieben, (obgleich er sehr wohl dazu im Stande war; denn er studirte oft in seinem Cabinet und führte Cäsars Commentarien in der Ursprache stets bey sich,) aber nicht allein ge-

wiß von einem seiner vertrautesten Officiere und Begleiter auf seinen Feldzügen, sondern auch gewiß von ihm selbst durchgesehen und verbessert; folglich haben sie einen hohen Werth. Sie beginnen mit dem Jahre 1621 und enden 1645, zwey Jahre vor dem Tode des Prinzen.

Staatsgeheimnisse findet man da nicht. Der Prinz erzählt blos seine militairischen Expeditionen, und berührt er auch hie und da Regierungsangelegenheiten, so spricht er mit ausserordentlicher Vorsicht davon. Zum Beispiel: Die glänzenden Fortschritte seiner Waffen im Jahr 1632 nöthigten die Infantin Isabelle, Statthalterin der Niederlande, Friedensvorschläge zu thun. Der Prinz wollte die Unterhandlungen in Mastricht betreiben, theils um den Spaniern keine Zeit zu lassen, von der ersten Bestürzung sich zu erholen, theils, weil bey einem Friedensschluß die Gegenwart einer siegreichen Armee die Gesandten des besiegten Fürsten geschmeidiger zu machen pflegt. Allein man zog das ganze Geschäft in den Haag, weil —

wie der Geschichtschreiber hinzufügte — es dort gewisse Leute gab, „die auch eine Rolle dabey spielen wollten," also aus Privat-Interesse des Prinzen klügern Rath verwarfen. — Diese Zeilen, obgleich Niemand darin genannt ist, hat der Prinz ausgestrichen, doch waren sie noch lesbar. Hingegen hat er, bey einer andern Gelegenheit, wo von der Vermählung seines Sohnes mit der englischen Prinzessin die Rede ist und wo der Geschichtschreiber von den Hindernissen spricht, welche gewisse Personen zu machen bemüht gewesen, mehrere Perioden so dick und sorgfältig durchstrichen, daß es dem Herausgeber seiner Memoiren unmöglich wurde, sie zu entziffern. Jungen Kriegern sind diese Memoiren vorzüglich zu empfehlen, (auch alten, wenn sie sie noch nicht gelesen haben). Der Herausgeber sagt, indem er von dem Nutzen spricht, den man noch jezt aus den Commentarien des Julius Cäsar schöpft: „unsere „Waffen sind nicht mehr dieselben, unsere Art „zu befestigen ist verschieden, allein im Grunde

„verändert die Kriegskunst sich nie, und man „bedarf immer der nämlichen Eigenschaften, um „ein großer General zu werden. Es gab für„wahr nur wenige, die so viele der erhaben„sten in sich vereinigten, als der Prinz von „Oranien. Der Fürst, der Feldherr und „der ehrliche Mann trafen in ihm zusam„men, und das ist selten." (Ja wohl selten!) Friedrich Heinrich hielt streng auf Kriegszucht; er vermied Schlachten; er zog die Sicherheit dem eitlen Ruhme der Verwegenheit vor; unvermuthete Hindernisse schreckten ihn nicht, und mit allen diesen militairischen Tugenden verband er eine große Bescheidenheit.

In der That ist es sehr merkwürdig, daß Friedrich Heinrich als Feldherr nie eine Schlacht geliefert hat, und er ist vielleicht der einzige große Feldherr, von dem man das rühmen kann. Er wußte, daß auch bey den vortrefflichsten Maaßregeln, das Schicksal der Schlachten in der Hand des Zufalls steht, darum sezte er die Macht der Republik nie ohne Noth einer

Gefahr aus. Das Glück hatte keinen, oder sehr geringen Antheil an seinen Siegen; sie waren das Werk seiner Klugheit, Wachsamkeit und Tapferkeit. Wie der Zufall mit Waffen und Lorbeerkronen spielt, mag folgendes Bruchstück der Memoiren beweisen: „In dem Feld„zuge von 1626 erfuhr der Graf von Berg „durch Landleute, daß der Canal, der sich von „Calcar bis in den Rhein zieht, an einer ge„wissen Stelle zu durchwaten sey. Hierauf be„schloß er, unsere Cavallerie auf diesem Puncte „zu attakiren, der, wie er wußte, nicht son„derlich bewacht wurde, obgleich der Prinz in „Person dort gewesen, und dem Grafen von „Stirum befohlen hatte, jederzeit eine Com„pagnie daselbst zu halten; auch hatte er eine „Schanze ganz in der Nähe aufwerfen lassen, „die mit 50 Mann besezt war. Mit Tages „Anbruch erschien der Graf von Berg mit sei„ner ganzen Cavallerie und einigen Schützen „am Canal, und fand da blos 6 oder 7 Rei„ter, die, als sie ihn anrücken sahen, statt

„Lärm zu machen oder den Grafen von Stirum „zu benachrichtigen, fortsprengten. So passir„te also der Graf von Berg mit 12 oder 15 „Schwadronen unbemerkt den Canal, überfiel „unsere Reiterey, und nahm den Grafen Sti„rum gefangen. Daß er aber nur 6 oder 7 „Reiter auf dem wichtigen Posten fand, rührte „blos von einem Mißverstand her. Der Prinz „hatte nämlich gesagt: man muß jederzeit „(toujours) eine Schwadron Cavallerie an die„sem Orte auf die Wache stellen (au dit lieu „en garde); und der Graf hatte verstanden: „man solle täglich (tous les jours) diesen Ort „der Wache (ce lieu de garde) mit einer Schwa„dron versehen." (Die Schwadron war also auch wirklich in der Gegend, aber nur einige Mann derselben waren auf der Wache). Hier noch ein Beispiel, wie der Zufall bisweilen Armeen schlägt. „Das spanische Heer, von dem „Admiral von Castilien commandirt, stand auf „einem Hügel, nahe dem Quartier des Mar„quis de la Force, der die Avantgarde befeh-

„ligte. Er hatte zwey Schwadronen Cavalle-
„rie ausser seinen Verschanzungen postirt, und
„sie beordert, sich ganz gemächlich zurück zu
„ziehn, wenn der scharmuzirende Feind auf sie
„anrücke. Allein als diese die Spanier auf sich
„los gehen sahen, wurden sie so bestürzt, daß
„sie sich auf einige Infanterie warfen, die zu
„ihrer Unterstützung hinter ihnen stand. Diese
„gerieth gleichfalls in Verwirrung und der
„ganze Haufe stürzte sich auf die Avantgarde,
„die, von demselben Schrecken ergriffen, ihre
„Waffen wegwarf und floh. Vergebens spreng-
„te der Prinz von Condé mit mehreren Frei-
„willigen herbey, um die Ordnung wieder her-
„zustellen, es war unmöglich, und er selbst
„mußte sich in einer Schaluppe retten. Die
„ganze Armee gerieth dermaßen in Allarm, daß
„sie sich zerstreute, ohne auch nur einen Feind
„gesehn zu haben. Fontarabien, welches
„im Begriff stand zu capituliren, wurde durch
„diesen panischen Schrecken befreyt.“

Unter die politischen Bemerkungen, deren wenige sind, gehört, was die Memoiren bey Gelegenheit der militairischen Zurüstungen erwähnen, welche im Jahr 1645 im Haag vorgeschlagen wurden. „Während man darüber „nicht einig werden konnte, geriethen die Staa„ten von Holland in Zwistigkeiten mit dem Kö„nige von Dänemark wegen des Sundzolles, „und fanden für gut, gegen die Meynung Vie„ler und selbst des Prinzen, der Königin von „Schweden mit einer solchen Leidenschaftlich„keit beizustehen, daß alle übrigen Zurüstungen „darüber vergessen wurden. Die Staaten von „Holland erklärten, daß, wenn die übrigen „nicht einwilligten, der Königin von Schweden „50 Kriegsschiffe und 5000 Mann Fußvolk zu „schicken, sie sich jeder andern Zurüstung, ge„gen wen es auch sey, widersetzen würden. „Der Streit wurde sehr lebhaft und währte „bis zum Monat April. Woraus man sieht, „wie bisweilen um Privat-Leidenschaften die „Wohlfahrt des Staats hintangesezt wird.“

Von der Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Maria von England erzählen die Memoiren: der Prinz sey 15 Jahre alt gewesen, die Prinzessin 10 bis 11. Demohngeachtet wurde die Vermählungs-Feierlichkeit zu London vollzogen, und um 10 Uhr Abends die Prinzessin, in Gegenwart des ganzen Hofes, zu Bett gebracht. Der Prinz befand sich in einem Nebenzimmer ganz ausgekleidet. Der König selbst holte ihn ab und führte ihn bis an das Bett, wo er sich zu der Prinzessin legte, zwey Stunden bey ihr blieb, und dann wieder zurück in sein Zimmer geführt wurde. Dann reiste er nach Holland ab, mit dem Versprechen, die Prinzessin baldigst nachzuholen.

Testamente.

Ueberreste der alten Geschichte, sagt Baco von Verulam, sind gleichsam aus dem Schiffbruch gerettete Wracke; aus Urkunden, Mün-

zen, Geschlechtsregistern u. s. w., die der Sündfluth der Zeit entgangen sind, entwirft der kluge Sammler die Geschichte. Ein Engländer, Nichols, hat einen Beitrag zu solchen Denkmälern geliefert, indem er alle Testamente der Könige und Königinnen von England und mehrerer Prinzen, von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Heinrich VII. zum Druck befördert hat. Ein glücklicher Gedanke. Der witzige Samuel Johnson sagt in seinem Abentheurer, ein guter Alterthumsforscher müsse darin dem tugendhaften Manne gleichen, daß er immer den Tod vor Augen habe. Wenn es ihm Vergnügen macht, in der Asche der Todten zu wühlen, so genießt er dabey auch das Vorrecht, aus der Glut dieser Asche heilige Ueberreste zu retten. Dahin gehören ohne Zweifel die Testamente. Gleich Homers Helden, die in ihren lezten Augenblicken Propheten wurden, verrathen die Großen dieser Erde in ihrem lezten Willen die Geheimnisse ihrer Seele, enthüllen der fernsten Nachwelt die Geschichte ihres Lebens und die

Leidenschaften, von welchen sie beherrscht wurden. — In der Vorrede sagt der Herausgeber:

„Als der große Sobiesky, dessen Tapferkeit Wien und ganz Deutschland von den Türken errettete, in seinen lezten Stunden gebeten wurde, ein Testament zu machen, da lachte er dem Bischoff ins Gesicht. Nur zu oft, sagte er, gehorcht man den Königen nicht bey ihren Lebzeiten, wie mögen sie sich schmeicheln, daß man nach ihrem Tode ihnen gehorchen werde?“ Wahlkönige hatten nicht die Macht, zu Gunsten ihrer Erben Verfügungen zu treffen, obschon wissend, daß diese nun in den Privatstand zurücktreten würden. Die Könige von England bedurften keines solchen Erinnerns; aber aus Gerechtigkeit, Reue oder Eifer, ihre Seele durch eine fromme Stiftung zu retten, wareu sie doch jederzeit bereit, die sogenannte wichtigste Handlung in dem Leben des Weisen zu vollbringen. Allein ihre Macht erstreckte sich nicht weiter, als auf die Befugniß, ihre Schätze unter Verwandte, Geistliche und treue Diener zu ver-

theilen. Wilhelm der Eroberer vermachte Königreiche. Heinrich der Zweite gab sein Geld Mönchen und Nonnen; einige Andere ihre Kleinodien und das Geräthe ihrer Palläste. Der unglückliche Richard II., unter dessen Regierung das Parlament den Königen erlaubte, Testamente zu machen, schrieb das Seinige im Geist des Zeitalters, und kurz vor dem Ausbruch jener Revolution, die er wenig fürchtete; indessen der Usurpator seine Verbrechen mit großer Gewissensangst beichtete. Heinrich V. drückt in seinem Testamente die ganze Unruhe eines reichen Landjunkers aus, seines Sohnes lezter Wille hingegen stiftet blos zwey Collegien. Der tapfere Prinz von Wallis läßt sich weitläuftig über den Pomp seines Leichenbegängnisses aus, sein Bruder über seinen Kleidervorrath, und der reiche Cardinal von England über sein Silberzeug. Der Graf Arundel liefert ein grelles Beispiel der menschlichen Eitelkeit und die Gemahlin Eduard des Vierten das Bild einer Königin im tiefsten Elend." Diese Sammlung

enthält sehr viele merkwürdige Anecdoten und Beiträge zu der Sittengeschichte jener Zeiten; aber ihr größter Werth besteht darin, daß sie treue Charactergemälde liefert und die Falten des menschlichen Herzens entwickelt. Man gieng damals mit Verbrechen beladen zum Tode und glaubte genug zu thun, wenn man in der lezten Stunde ein halbes Dutzend Heilige anrief, und eine fromme Stiftung machte; dann überließ ein Jeder seine Zukunft ruhig dem Fegefeuer und den Seelenmessen. Der Erzbischoff von Canterbury übte damals ein seltsames Vorrecht, nämlich, Testamente zu bestätigen oder zu vernichten, wenn der Erblasser bona notabilia besessen hatte, und diese sogenannten ansehnlichen Güter bestanden in den Provinzen aus fünf Pfund, in London aus zehn Pfund.

Die Halb-Insel jenseit des Ganges.

Sie ist für uns noch immer eine Art von Feenland, und die Erzählungen der wenigen Reisenden, die bis dahin gedrungen, füllen unsere Einbildungskraft mit wundersamen Bildern. Doch die Wahrheit ist nie schöner, wenigstens nie willkommener, als wenn sie ein wenig mährchenhaft erscheint; darum ist zu hoffen, der Leser werde gern — keine geographische Beschreibung — aber einige auffallende Züge aus dem Gemälde jenes indischen Paradieses hier zusammen gestellt finden. Die Bürgen sind glaubwürdige Männer.

Wir stoßen da gleich zuerst auf einen König von Butan. In Europa bilden wir uns ein, daß wir, in der Ehrfurcht für unsere Fürsten, zum Muster dienen können, und in der That, wir haben es hie und da sehr weit darin gebracht, aber gegen die Unterthanen des Königs von Butan sind wir noch bloße Schüler. Diese braven Leute begnügen sich nicht damit,

nur auf der Erde vor ihm liegend, mit der Stirn am Boden, ihm ihre Bitten zuzumurmeln und dann rückwärts gehend sich zu entfernen; nein, sie bewachen auch mit löblicher Gierigkeit den Augenblick, wo Se. Majestät ihre natürlichen Bedürfnisse abthun, sie fangen, nach vollbrachter königlicher Arbeit, die consistenten Spuren davon sorgfältig auf, trocknen sie und machen sie zu Pulver. Dann werden sie in kleine Dosen gefüllt und auf den Märkten verkauft. Man kann denken, wie viel Unterschleif damit getrieben werden mag, wie bey uns mit dem Tabac de ferme. Allein als Tabak brauchen die Butaner dieses Pulver nicht, sondern sie bestreuen ihr Fleisch damit als mit einer Würze. Zwey Kaufleute von Butan, welche dem Reisenden Tavernier Moschus verkauft hatten, zeigten ihm ihre Dosen voll dieses köstlichen Pulvers und boten ihm auch eine Prise davon an. Hier mag wohl mancher Leser die Nase gewaltig rümpfen, allein die Butaner sind doch wohl zu entschuldigen; denn erstens werden sie

von ihren Priestern belehrt, daß ihr König ein Gott auf Erden ist, und zweitens mögte es doch wohl auf Eins herauskommen, ob man physischen oder moralischen Unrath verehrt; ob man mit jenem die Speisen oder mit diesem das Gewissen bestreut; das leztere ist vielleicht noch ekelhafter, und doch kann nicht geleugnet werden, daß es bisweilen in andern Welttheilen Tirannen gegeben, deren glänzende Verbrechen man in Erz und Marmor gegraben, welches weit schlimmer ist, als pulverisirten Koth in Dosen zu verwahren. Hatte man gleich keine Priester, welche predigten, der Tirann sey ein Gott: so fehlte es doch nicht an andern Leuten von mancherley Gattung, welche diese Behauptung auf mancherley Weise an den Tag legten, und folglich ihre Seelen täglich mit Unrath bestreuten. Man denke nur an einen Nero, oder in neuern Zeiten an den grausamen Philipp von Spanien u. s w., so wird man der Spöttereien über die Butaner sich bescheiden enthalten müssen.

In den Gebirgen von Butan giebt es dreierley Arten von Lastthieren, Pferde, Böcke und — Weiber. Sie stehn in gleichem Preise. Nämlich für zwey Rupien kann man zehn Tage lang einen Bock oder eine Frau miethen. Die Böcke tragen bis 150 Pfund, vermuthlich die Frauen nicht weniger; denn sie tragen auch die Männer auf dem Rücken, nicht wie die Weiber von Weinsberg aus Liebe und Treue, sondern gleichfalls für zwey Rupien. Zu diesem Behuf hängt ihnen ein großes Kissen an zwey Tragriemen über die Schultern auf den Rücken hinab, auf dieses läßt der Mann sich ganz gemächlich nieder, und die Frau läuft mit ihm davon. Ihr folgen zwey andere Weiber, um sie dann und wann abzulösen. In Europa, wo die Damen nur gewohnt sind, die Männer vor sich knien zu sehen, wird diese Gewohnheit gleichfalls bespöttelt werden; doch giebt es auch manche Frau, die an den Unarten ihres Mannes so viel zu ertragen hat, daß sie wohl manchmal lieber mit einer Butanerin tauschte

und ihn auf dem Rücken trüge. Es ist zu verwundern, daß noch kein speculativer Kaufmann in Preußen auf den Einfall gerathen ist, eine Ladung Bernstein nach Butan zu schicken. Er könnte durch eine einzige glückliche Reise unermeßlich reich werden; denn die Butaner ziehen im Handel ihn dem Golde vor. Würde man vollends in Königsberg allerley Götzenbilder daraus schnitzen lassen, so könnte man den Preis des Bernsteins nach Belieben erhöhen, und oft für ein kleines Ungeheuer Schätze eintauschen. Warum zieht Preußen so wenig Vortheil von dem ihm eigenthümlichen Producte? warum verschifft es dasselbe nicht in Gegenden, wo es mit den Diamanten fast in gleichem Werthe steht? — vermuthlich weil eine solche Reise abentheuerlich scheint, und weil nur ausserordentliche Menschen das Abentheuerliche in Begebenheiten des Tages verwandeln können. Vollbringt deren Einer etwas dergleichen, so umringen ihn die zuvor spöttelnden Gaffer, und schreien: Ey das hätten wir auch gekonnt! —

zu Taverniers Zeiten kamen vier Armenier nach Butan, geradesweges aus Danzig, mit Bernstein beladen, aus welchem sie allerley zu Butan verehrte Figuren hatten drechseln lassen. Sie brachten sie dem Könige, um die Zahl seiner Hausgötter zu vermehren. Sie gewannen ungeheure Summen dabey, und beklagten nur, daß sie in Danzig kein so großes Stück Bernstein hätten finden können, um ein Götzenbild mit sechs Hörnern, vier Ohren und vier Händen daraus zu schnitzen, für welches Se. Majestät mit Vergnügen Dero Schatzkammer würden ausgeleert haben.

Wir glauben uns in Tausend und Eine Nacht versezt, wenn wir die Beschreibung lesen, welche Daniel Sheldon, ein Factor der englischen Compagnie, von einem Saale im Pallaste des Königs von Arrakan macht. Dieser Saal heißt mit Recht der goldene, denn seine Wände sind wirklich über und über mit Goldplatten belegt. Dann steht ein Thron von purem Golde darin, und um diesen Thron hängen

ungefähr hundert Goldklumpen, jeder zu 40 Pfund schwer, in Gestalt von Zuckerhüten. Ferner ist der Thron von einer Menge goldener Bildsäulen in Lebensgröße umgeben, die zwar hohl, aber doch wenigstens zwey Zoll dick, und mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten von ausserordentlicher Größe bedeckt sind. Diese kostbaren Steine hängen den Bildern an Stirn, Brust, Gürtel und Aermen. Mitten im Saale steht noch ein goldener Tisch und auf demselben ein goldenes Kästchen, in dem zwey berühmte Ohrgehänge aufbewahrt werden. Es sind zwey Rubinen, jeder so lang als der kleine Finger und am untern Ende von der Dicke eines Hühner-Eies. Diese Ohrgehänge haben schon manchen blutigen Krieg veranlaßt, nicht allein wegen ihres hohen Werths, sondern auch wegen der Volksmeynung, die ein Palladium aus ihnen macht und dem Besitzer derselben den Vorrang über alle seine Mitfürsten beilegt. Darum führt auch der König oder Pakda von Arrakan unter anderm den Titel:

„Besitzer des weissen Elephanten und der bei-
„den Ohrgehänge, folglich Beherrscher der zwölf
„Könige, die ihre Köpfe unter seine Fußsohle
„beugen." Diese kostbaren Ohrgehänge trägt er aber nur an seinem Krönungstage, vermuthlich weil sie ihm sonst die Ohren zerreissen würden. — Man sieht, der goldene Saal von Arrakan wäre einer militairischen Expedition werth. —

Nicht weit von Orietan, in demselben Königreiche, befinden sich ein Berg und ein See, die beide Nauma heissen, eine furchtbare Einöde, von wilden Thieren und von einigen Verbrechern bewohnt, welche leztere dahin verbannt werden, um den ersteren Gesellschaft zu leisten. Hiebey ist merkwürdig, daß man diesen Verbrechern die Fußsohlen abhauet, damit sie nicht fliehen können. Ein so sicheres Mittel, die Flucht zu verhindern, wäre in der neuern Kriegskunst zu empfehlen. Eine ganze Armee mit abgehauenen Sohlen würde Wunder der Tapferkeit thun; denn auch der Feigste

ist tapfer, wenn ihm nichts anders übrig bleibt. —

Die Begriffe der Arrakaner von Schönheit sind auch von den unsrigen ein wenig verschieden. Sie lieben eine breite platte Stirn, und um diesen Vorzug zu verschaffen, binden sie den neugebornen Kindern Platten von Bley vor die Stirn. Wenn ein Arrakaner seine Geliebte reizend finden soll, so müssen ihre Augen recht klein, ihre Nasenlöcher recht weit seyn, und ihre Ohren bis auf die Schultern hängen. — Es wäre in der That ein lustiges und zugleich sehr merkwürdiges Schauspiel, wenn man einmal in einem einzigen Saale alle die Mädchen versammeln könnte, die bey ihren Nationen für die Schönsten gelten. Himmel! welche Gestalten würde man zu sehn bekommen! und wie würde eine jede dieser Damen über alle die übrigen spotten! —

Die Götzenbilder von Arrakan werden im Winter bedeckt, damit sie nicht frieren sollen. Jährlich wird Einer derselben, Kiay-Pora ge-

nannt, an einem gewissen Feste auf einem Triumphwagen herum gefahren und von 90 Priestern in gelben atlassenen Gewändern begleitet. Dann legen sich die frömmsten Arrakaner queer über die Straße und lassen sich von dem Wagen zerquetschen. Andere rennen in eiserne Spitzen, die an diesem Wagen hervorragen und bespritzen den Kiay - Pora mit ihrem Blute. Die weniger Herzhaften suchen mindestens einige Tropfen von diesem kostbaren Blute aufzufangen, und die Priester verwahren die eisernen Spitzen als Reliquien. Dieser Gebrauch ist uns nicht so fremd, als er auf den ersten Anblick scheint. Es haben zu jeder Zeit auch die cultivirtesten Nationen ihre kalten Götzen mit ihrem Blute besprengt, nur hält man es nicht der Mühe werth, dieses Blut aufzufangen; es düngt den Boden. —

Die Art und Weise, wie Seine Arrakanische Majestät Allerhöchst Dero Beischläferinnen wählen, ist eine der seltsamsten auf Gottes Erdboden, obgleich nicht ganz verwerflich. Die

Statthalter in den Provinzen, deren zwölfe sind, suchen jährlich zwölf Mädchen aus, die in demselben Jahre geboren worden und lassen sie, auf Kosten des Hofes, bis zum zwölften Jahre erziehen. Dann werden sämmtliche, zu einer solchen Conscription gehörige Mädchen nach der Residenz gebracht, wo sie, mit einem baumwollenen Gewande bekleidet, so lange in der heissen Sonne sitzen müssen, bis ihre Gewänder ganz von Schweiß durchdrungen sind. Diese Gewänder bringt man dem Könige, der eins nach dem andern beriecht, und diejenigen auswählt, deren Geruch ihm am wenigsten zuwider ist. Die übrigen verschenkt er an seine Höflinge. — Unter allen Völkern dieser Halb-Insel legen die Peguanerinnen den geringsten Werth auf die Sittsamkeit. Sie gehn fast nackend; nur um die Lenden tragen sie einen Gürtel, aber von so durchsichtigem Zeuge und so nachlässig vorgebunden, daß er oft dem Blicke nichts entzieht. Sie entschuldigten sich bey Sheldon damit, daß eine ihrer vormaligen

Königinnen es so verordnet habe, um größere Unordnungen zu verhüten und — die Begierden der Männer stets zu reizen. Das leztere betreffend, so bringt gewöhnlich ein solches zur Schau Stellen der weiblichen Reize gerade die entgegengesezte Wirkung hervor. Das wissen die europäischen Damen sehr gut, darum verhüllen sie auch, wie Jedermann weiß, ihre Reize so ausserordentlich sorgfältig. — Die peguanischen Heirathen werden ohne Umstände auf beliebige Zeit geschlossen. Auch den Fremden bieten die Väter ihre Töchter sehr dienstfertig an, und lassen sich einen Preiß bezahlen, der von der Dauer der Verbindung abhängt. Reisen die Fremden wieder ab, so kehren die Mädchen unbeschimpft in das väterliche Haus zurück, und finden darum nicht minder wackere Männer. Kommt aber der Fremde wieder ins Land, so kann er die während seiner Abwesenheit verheirathete Geliebte zurück fordern, und dann leiht sie ihm der Mann für die Zeit seiner Anwesenheit. —

Es giebt eine Gattung von Bettelmönchen in Pegu, die einsiedlerisch in den Wäldern wohnen, und zwar auf den höchsten Bäumen, in einer Art von Käfigt; doch geschieht dieß nicht, um dem Himmel näher zu seyn, sondern nur um sich von der Erde, die mit reissenden Thieren bedeckt ist, etwas zu entfernen. Das Volk hegt für diese Menschen eine so abgeschmackte Ehrfurcht, daß es sogar mit großer Begier das Wasser trinkt, in welchem sie ihre Hände gewaschen haben. Wir vormaligen Pantoffelküsser des Pabstes haben diesem Volke nichts vorzuwerfen. —

Ueber Cochinchina hat ein portugiesischer Jesuit uns allerley Seltsames berichtet. Er wurde, vor etwa 200 Jahren, vom Pabste zum Missionair in Japan bestimmt. Am Cap Comorin besuchte er die reiche Perlenfischerey, und macht die Bemerkung, daß, da man einst den Jesuiten an dieser Küste ein schönes Collegium entzogen, auch sogleich die Perlen verschwunden seien; als aber der König von Por-

tugall den Seelenfischern ihr Collegium wieder gegeben, so hätten auch die Perlenfischer wiederum reiche Beute aus dem Schooße des Meeres hervorgeholt. Das erinnert an die vormalige Gazette de France, welche im Jahr 1774 aus Schweden berichtete: „Jedermann fühle „deu wohlthätigen Einfluß der neuen Regie„rung, und die Heringe wären nie so häu„fig an den Küsten gewesen.“

Da in Japan damals die große Christenverfolgung ausbrach, so gieng der Jesuit nach Cochinchina, wo das Pfund Zucker — wie wir in unsern Tagen seufzend bemerken — zwey Pfennige kostete. Er bemühte sich vor allen Dingen, die Sprache zu erlernen, die, besonders in dem Munde der Frauen, wie ein Gezwitscher von Vögeln klingen soll. Von einem kleinen Knaben lernte er sie so fleißig, daß er nach vier Monaten schon darin predigen konnte.

Der Christenverfolgung in Japan leiht er einen ganz andern Ursprung, als den bekannten Uebermuth der portugiesischen Pfaffen. Der

König von Spanien war Herr der philippinischen Inseln und besaß auch Macao als König von Portugall. Diesen Umstand sollen zwey Holländer benuzt, eine Weltkarte entworfen, und selbige dem Kaiser von Japan mit der Bemerkung gezeigt haben, daß Spaniens Herrschaft bereits in Osten und Westen seine Grenzen berühre, folglich sein Reich in der größten Gefahr schwebe, verschlungen zu werden. Hierauf habe der Kaiser geschworen, alle Missionaire zu vertilgen.

Auf einer Ueberfahrt von Mallaka nach Java begegnete dem frommen Reisenden ein sonderbarer Zufall. Das Schiff stieß auf eine Klippe, die kaum sichtbar über die Oberfläche des Wassers hervorragte; es blieb fest sitzen, ein Schiffbruch schien unvermeidlich; schon lösten sich einzelne Planken vom Untertheil des Schiffes und schwammen rings umher. In dieser äussersten Noth wandte sich der Jesuit betend an den Kopf des heiligen Andreas, des ersten Märtyrers von Cochinchina, den er bey

sich hatte, um ihn nach Rom zu bringen; und siehe, alsobald löste sich das Schiff vom Felsen und schwamm lustig dahin, ohne auch nur einmal ein Leck bekommen zu haben. Einige Ungläubige meynten, es könne auch wohl mit rechten Dingen zugehen, denn das Schiff sey an vielen Stellen doppelt gefüttert, und die losgerissenen Breter mögten also wohl nur von dieser Fütterung gewesen seyn. Das verhielt sich freilich so, allein das Wunder offenbarte sich dennoch, als man im Hafen zu Batavia anlangte; denn der spitze Felsen hatte allerdings ein großes Loch in den Bauch des Schiffes gestoßen, war aber abgebrochen, und das Bruchstück füllte so genau die Oeffnung, daß kein Tropfen Wasser eindringen konnte. Schade nur, daß in unsern Zeiten der Himmel dasselbe Wunder für einen Ketzer, den Capitain Cook, wiederholt hat.

In Batavia wagte der eifrige Jesuit, für einige Franzosen und Portugiesen Messe zu lesen, welches die Holländer fünf Monate lang

geduldig mit ansahen, doch endlich ihn beim Kopf nahmen, ins Gefängniß warfen, verbannten, und — was ihm das Schmerzlichste war — ihn zuvor zum Zeugen eines gräßlichen Schauspiels machten, indem sie sein Crucifix durch Henkers Hand verbrennen und zugleich zwey Spitzbuben hängen ließen.

Cochinchina war vormals nur eine Provinz von Tunkin, einem Reiche, von welchen der Engländer Baron uns bessere Nachrichten liefert, als die jener abergläubigen Jesuiten. Baron war in Tunkin geboren, brachte einen großen Theil seines Lebens daselbst zu und war ein ehrlicher, wahrheitliebender Mann. Die Tunkineser sind halbe Chineser, deren Beschränkung auf ihr Vaterland, deren Eitelkeit, Regierungsform und Schrift sie nachahmen, ob sie gleich übrigens diese ihre Nachbarn von ganzem Herzen hassen. Ihre Hauptstadt, Cascho, ist, besonders an Markttagen, so volkreich, daß, trotz der sehr breiten Straßen, man Mühe hat, in einer halben Stunde 100 Schritt vorwärts

zu kommen. — Das Volk seufzt unter harten Auflagen. Die Armen, welche diese nicht bezahlen können, müssen Gras für die königlichen Elephanten mähen, und selbiges nach der Hauptstadt schleppen, wenn sie auch noch so weit davon entfernt wohnen. — Die Adoption der Kinder ist unter den Tunkinesern sehr gewöhnlich, und selbst Fremdlinge suchen adoptirt zu werden, um dadurch mancherley Bedrückungen zu entgehen. Durch viele Geschenke war es auch Baron gelungen, sich von einem Prinzen adoptiren zu lassen, welches ihm aber keinen Vortheil brachte, weil dieser Prinz unglücklicherweise närrisch wurde. — Die Untreue der Damen wird in Tunkin härter bestraft als in Europa; man läßt dort nämlich die Schuldigen, sie mögen so schön oder vornehm seyn als sie wollen — von Elephanten zertreten. —

Alle Besuche werden nur des Morgens abgestattet; es würde sehr unhöflich seyn, eine spätere Tageszeit zu wählen. Im Gespräch müssen alle traurige Gegenstände sorgsam vermieden

geduldig mit ansahen, doch endlich ihn beim Kopf nahmen, ins Gefängniß warfen, verbannten, und — was ihm das Schmerzlichste war — ihn zuvor zum Zeugen eines gräßlichen Schauspiels machten, indem sie sein Crucifix durch Henkers Hand verbrennen und zugleich zwey Spitzbuben hängen ließen.

Cochinchina war vormals nur eine Provinz von Tunkin, einem Reiche, von welchem der Engländer Baron uns bessere Nachrichten liefert, als die jener abergläubigen Jesuiten. Baron war in Tunkin geboren, brachte einen großen Theil seines Lebens daselbst zu und war ein ehrlicher, wahrheitliebender Mann. Die Tunkineser sind halbe Chineser, deren Beschränkung auf ihr Vaterland, deren Eitelkeit, Regierungsform und Schrift sie nachahmen, ob sie gleich übrigens diese ihre Nachbarn von ganzem Herzen hassen. Ihre Hauptstadt, Cascho, ist, besonders an Markttagen, so volkreich, daß, trotz der sehr breiten Straßen, man Mühe hat, in einer halben Stunde 100 Schritt vorwärts

zu kommen. — Das Volk seufzt unter harten Auflagen. Die Armen, welche diese nicht bezahlen können, müssen Gras für die königlichen Elephanten mähen, und selbiges nach der Hauptstadt schleppen, wenn sie auch noch so weit davon entfernt wohnen. — Die Adoption der Kinder ist unter den Tunkinesern sehr gewöhnlich, und selbst Fremdlinge suchen adoptirt zu werden, um dadurch mancherley Bedrückungen zu entgehen. Durch viele Geschenke war es auch Baron gelungen, sich von einem Prinzen adoptiren zu lassen, welches ihm aber keinen Vortheil brachte, weil dieser Prinz unglücklicherweise närrisch wurde. — Die Untreue der Damen wird in Tunkin härter bestraft als in Europa; man läßt dort nämlich die Schuldigen, sie mögen so schön oder vornehm seyn als sie wollen — von Elephanten zertreten. —

Alle Besuche werden nur des Morgens abgestattet; es würde sehr unhöflich seyn, eine spätere Tageszeit zu wählen. Im Gespräch müssen alle traurige Gegenstände sorgsam vermieden

werden. Sogar wenn einem Kranken der Tod schon auf den Lippen sizt, so hütet man sich sehr, ihn an seinen lezten Willen zu erinnern, weil das unhöflich wäre. Sie fragen sich auch niemals. „wie befindet Ihr Euch?“ sondern: „wo kommt Ihr her? was habt Ihr gemacht?“ Sieht es einer dem andern an, daß er sich nicht wohl befindet, so erlaubt er sich durchaus keine Bemerkung darüber, sondern erkundigt sich blos: „wie viel Tassen Reis eßt Ihr zu Mittag?“

Eine ganz neue Gattung von Schmeicheley, die dem Könige viel Geld einbringt, ist der Hahnenkampf, von dem die Tunkineser große Liebhaber sind. Die Großen des Reichs lassen ihre Hähne mit den Hähnen des Königs kämpfen, und wetten große Summen; die leztern müssen aber immer Sieger bleiben. Viele vornehme Herren ruiniren sich auf diese Weise. Es wäre schon der Mühe werth, die tunkinesische Hof-Sitte in manchen Ländern nachzuahmen. — Wenn am Neujahrstage die Europäer sich die Füße wund laufen, um ihren Gönnern

zu gratuliren, so verschließen hingegen die Tunkineser an diesem Tage sorgfältig ihre Häuser, und gehen nicht über die Schwelle derselben, um keiner üblen Vorbedeutung zu begegnen. Erst am andern Tage statten sie ihre Glückwünsche ab. — Baron berichtigt viele Irrthümer, in welche Tavernier verfallen ist, der z. B. die Tunkineser als ein arbeitsames Volk rühmt; Baron nennt sie faule Leckermäuler und gesteht höchstens den Weibern jenes Lob zu.

In den Wissenschaften bedürfen sie vor allen Dingen des Gedächtnisses, denn ihre größte Weisheit besteht in der Kenntniß einer großen Anzahl von hieroglyphischen Schriftzügen. Daher giebt es auch Leute unter ihnen, die 20 oder 30 Jahre, und bisweilen ihr ganzes Leben lang studiren, ohne es zu wagen, sich einer Prüfung zu unterwerfen. In der Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte u. s. w. sind sie die größten Ignoranten, ihre Dichtkunst ist ein dunkler Schwulst, gleich dem unsrer Mystiker: ihre Musik ist ohrzerreissend; es ist daher

unbegreiflich, wie Tavernier sie zu einem der aufgeklärtesten Völker des Orients hat machen können. Von den Chinesern werden sie Barbaren genannt. Sie waren noch halbe Wilde, als jene sie unterjochten und einen Vicekönig dahin sandten, der die chinesischen Gesetze einführte, und — nach Gewohnheit der meisten Sieger — die Ueberwundenen durch Uebermuth empörte. Ein tapferer Mann stand auf, er hieß Ki, unter dessen Anführung griffen die Tunkineser zu den Waffen, ermordeten den Vicekönig sammt allen seinen Chinesern, und führten einen glücklichen Krieg gegen des Kaisers Waffen, der sie natürlich Empörer schalt, aber doch endlich nachgeben mußte, und einen Tractat mit ihnen schloß, welcher seit 450 Jahren treulich beobachtet wird. (Europa hat keinen einzigen so lange beobachteten Tractat aufzuweisen.) Kraft desselben schicken die Tunkineser alle drey Jahre Geschenke nach Peking, die als ein Tribut betrachtet werden, und die Gesandten erklären, daß ihr Volk die Freiheit des

Kaisers Gnade verdanke. Unter den Kostbarkeiten, die sie mitbringen, müssen sich jederzeit auch Bildsäulen von Gold oder Silber befinden, welche Verbrecher vorstellen, die um Gnade flehen, zum Andenken an jenen, an einem chinesischen Vicekönige verübten Mord. Die prahlenden Chineser empfangen die Gesandtschaft mit großem Pomp. Wenn sie selbst bisweilen einen Gesandten dahin schicken, so wird er gleichfalls prächtig ausgerüstet, und tritt zu Ca s ch o mit einem solchen Uebermuthe auf, daß er nicht einmal dem Könige seine Aufwartung macht, sondern dieser i h n besuchen muß. Auch empfangen die Könige ihr Siegel von den chinesischen Kaisern.

Man kann leicht denken, daß Ki, der tunkinesische Held, der Befreier seines Volks, auch dessen erster König wurde. Zwey Jahrhunderte regierten seine Nachkommen, wurden dann durch einen Rebellen vom Throne gestürzt, und durch einen tapfern Räuber wieder darauf gehoben, aber nur als Schattenbilder; denn ob-

gleich ihr Retter sich mit dem Titel eines Reichs-Feldherrn begnügte, so war doch alle Macht in seinen Händen; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Schowa — so lautet der bescheidene Titel, unter welchem der Reichs-Feldherr herrscht — macht nach Gefallen Krieg und Frieden, giebt und vernichtet Gesetze, verdammt und begnadigt Verbrecher, verleiht die Aemter und entsezt derselben, verordnet Auflagen u. s. w. Die Europäer nennen ihn König und geben den Nachkommen des Ki den Kaisertitel, in der Landessprache Bowa. Diese leztern bringen ihr Leben im Innern des Pallastes zu, von den Spionen des Schowa umgeben. Nur ein- oder zweimal im Jahre, an gewissen Festen, erscheinen sie öffentlich. Man hat ihnen das eitle Vorrecht gelassen, die Decrete des Schowa durch eine Unterschrift zu bestätigen, die sie nicht verweigern dürfen. Auch die Würde des Schowa ist erblich geworden. Sie gleichen ganz unsern alten Major Domus.

Die chinesischen Gesetze sind zwar eingeführt, doch besitzen die Tunkineser auch viele eigene, alte und neue, die oft besser und menschlicher sind als jene. Kinder z. B. dürfen nicht ausgesezt werden, wenn sie auch noch so ungestaltet wären, da hingegen dieser barbarische Gebrauch in China, dem Hungerlande, sogar durch ein altes Gesetz verordnet ist. Hingegen herrscht die Bestechlichkeit der Richter in Tunkin wie — in andern Ländern.

Der Schowa unterhält jederzeit eine Menge Beischläferinnen, bisweilen bis 500. Diejenige, welche ihm den ersten Sohn gebiert, genießt vor Allen eine große Auszeichnung; die übrigen, sammt ihren Kindern, führen den Titel Dueba und Ducong, so viel als unser Excellenz. Nur im Alter, wenn die Hoffnung, Kinder zu zeugen, verschwunden ist, vermählt sich der Schowa mit einer Frau von königlicher Abkunft, die alsdann Landesmutter genannt wird. Bey der Wahl ihrer Gattinnen sehen die vornehmen Tunkineser weniger

auf Schönheit, als auf Talente in der Musik, im Tanz, Gesang und allem, was zum Zeitvertreib dient.

Die Großen des Reichs dürfen vor dem Schowa nur mit nackten Füßen erscheinen. Sie überreichen ihre Bittschriften knieend. Ausser einer zahlreichen Garde, ist er auch von 4 bis 500 Verschnittenen umgeben, meistens junge Leute, aber so übermüthig, daß sie vom ganzen Volke verabscheut werden. Wenn sie sieben oder acht Jahre gedient haben, so werden sie nach und nach zu den höchsten Reichswürden erhoben, oft mit Zurücksetzung der verdienstvollsten Mänuer, eine Sitte, deren sich auch wohl europäische Höflinge zu erfreuen haben. Nun häufen sie Schätze durch Erpressungen, wenn sie aber sterben, so ist der Schowa ihr einziger Erbe, und Baron meynt, das sey wohl die politische Ursache, warum sie so begünstigt werden. Man könnte vielleicht noch die hinzufügen, daß ein physisch (oder moralisch) entmannter Mensch immer ein besserer Sklave ist.

Der Eid der Treue wird von den Großen zu Anfang jedes Jahres erneuert, und wenn die Ceremonie vorüber ist, so begiebt sich ein Jeder nach Hause, um da die gleiche Huldigung von seinen Weibern, Kindern und Hausgenossen zu empfangen.

Alle, die sich auf Wissenschaften legen oder ein Handwerk verstehen, sind — so wie vormals bey uns — frey von Recrutirung. An schön gewachsenen Soldaten trägt der Schowa eben so großen Gefallen, als vormals der König von Preußen. Die tunkinesischen Potsdamer dienen gleichfalls unter der Garde.

Die Reichen, wenn sie alt werden, verschwenden große Summen für kostbare Särge. Ein Mann, welcher stirbt, wird mit sieben seiner besten Kleider angethan, eine Frau gar mit neun. Die Särge werden nicht zugenagelt, das wäre eine Beleidigung für den Todten; sie werden verkittet. Bey der Beerdigung erscheinen die Söhne des Verstorbenen in sehr groben Kleidern, und stützen sich auf Stöcke, zum

Zeichen, daß der Schmerz sie nieder zu werfen droht. Der älteste — wenn er seine kindliche Liebe recht auffallend beweisen will — muß sich in der That von Zeit zu Zeit niederwerfen, und den Leichnam über sich weg tragen lassen. Wenn er wieder aufsteht, so muß er versuchen, mit beiden Händen den Sarg rückwärts zu ziehen, gleichsam als wolle er den Vater wieder unter die Lebendigen zurück führen. Ihre Trauerkleider sind aschfarbig; sie schneiden sich die Haare ab, und tragen eine Art von Strohmützen, alles das drey Jahre lang, während welcher Zeit sie auch kümmerlich leben müssen, und nicht einmal heirathen dürfen, wenn sie nicht ihre Ansprüche auf die Erbschaft verlieren wollen. Kein Begräbniß zu erhalten, scheint ihnen ein eben so großes Unglück, als vor alten Zeiten den Griechen.

Die Blinden stehen in hohen Ehren, denn sie sind sämmtlich Wahrsager, und man bedarf also zu ihrem Unterhalt in Tunkin keiner Institute, wie das der Quinze-vingts zu Paris.

Bey uns sind die neuesten Wahrsager auch blind, aber nicht an den Augen. — Der größte Reichthum der Tunkineser ist die Seide. Ihre würzreichen Vogelnester sind bekannt.

Ein Körbchen voll Blumen muß deren von allen Gattungen und von keiner zu viele enthalten; darum werde diese Skizze hier abgebrochen, um künftig in Siam fortgesezt zu werden.

Die Göttin Magada und der Gott Schwerdt.

Es existirt in Paris eine sogenannte celtische Academie, welche monatlich ihre Abhandlungen heftweise mit Kupfern herausgiebt, also sehr fleißig arbeitet, was ihr übrigens nicht schwer fallen kann, da der ungeheure, von den Deutschen aufgespeicherte Vorrath von Alterthumskunde — meistens den Franzosen noch unbekannte Schätze — für viele Jahre hinreichen

wird. In einem der neuesten Hefte hat Herr Johanneau seinen Landsleuten erzählt, daß die alten Sachsen eine Göttin Magada verehrt haben, deren Tempel zu Magdeburg Carl der Große zerstörte. Sie stand (nach Schedius) nackend auf einem Wagen, das Haupt mit Myrthen gekrönt, eine brennende Fackel auf der Brust, die Weltkugel in der rechten, und drey goldene Aepfel in der linken Hand tragend. Drey junge nackende Mädchen mit verschlungenen Händen, eine Art von Grazien, umringten sie und boten ihr gleichfalls Aepfel dar. Ihr Wagen erschien mit Rossen, Schwänen oder Tauben bespannt. Also eine Venus, und fürwahr ein weit lieblicheres Bild, als ein St. Lorenz auf dem Roste oder ein St. Stephan mit Pfeilen gespickt.

Der Name Magada öffnet dem Verfasser ein weites Feld zu dem beliebten Etymologisiren. Fast in allen nordischen Sprachen soll es ein Mädchen, eine Jungfrau bedeuten. (Das gilt doch nur von der deutschen Sprache und

ihren Töchtern.) Magdeburg wäre also das Parthenopolis des Nordens, die Jungfrauenstadt; der Name Magdalena käme her von Mägdlein, Magd, Magada. Die Reise der heil. Magdalena in einem Schiffe ohne Segel, soll eine Allegorie von dem Himmelslaufe des jungfräulichen Mondes seyn. Die schöne Magellone (wer kennt nicht den gehörnten Siegfried)? verdanket gleichfalls ihren Nahmen der Göttin Magada, so wie eine alte Stadt Magalona, der Sitz eines Bischoffs, die von den Saracenen zerstört und der bischöffliche Sitz nach Montpellier verlegt wurde. Selbst dieses Montpellier heißt eigentlich Mons puellaris, Mont puellier, Jungfrauenberg.

Mit ähnlicher Kunst zu finden, was man finden will, hat Herr Louis de Musset über den Gott Schwerdt geschrieben. Herodot erzählt, daß die Scythen ein Schwerdt göttlich verehrten, ihre Menschenopfer schlachteten, mit deren Blute es besprengten. Wenn die Gottesdienstlichen Feyerlichkeiten vorüber waren,

so verwahrte der Fürst des Stammes oder ein Priester das heilige Schwerdt. Lucian bestätigt diese Aussage Herodots. Alle die Barbaren, welche das römische Reich überschwemmten, verehrten diese oder jene Waffe. Die Deutschen nannten den Gott Schwerdt Herr of land, Herr der Erde, (Ja wohl!) und daraus sollen die Franzosen gemacht haben Erouland, Rouland, Roland (!) Zu Carl des Grossen Zeiten machte man den bravsten jungen Ritter zu dieses Kaisers Schwerdtträger und nannte ihn Roland. In der Folge erfand man alle die bekannten Fabeln, versetzte ihn unter die Heiligen und bewahrte sein eignes Schwerdt als eine Reliquie. Sogar die Türken sollen im 16ten Jahrhundert einem gewissen Peter Balon ein Schwerdt gezeigt haben, welches sie Roland nannten und große Ehrfurcht dafür bezeigten.

Wie ist aber Roland, Carl des Großen Neffe, ein türkischer Prinz geworden? — Unser Roland, sowohl als der der Türken, ist keines-

weges der, von welchem Eginhard spricht, sondern jene Gottheit der Scythen.

Wenn alles dieß gleich nur Vermuthungen sind, so kann man hingegen mit Gewißheit versichern: daß die christlichen Europäer noch bis jetzt diese höhern Gegenstände ihrer Verehrung kennen, als die Göttin Magada und den Gott Schwerdt; besonders muß dem letztern jede andre Gottheit weichen.

Historisches Gemählde der Nationen.

Unter diesem Titel hat ein Herr Jondot eine synchronistische Universalhistorie geliefert, die höchst mittelmäßig ist, und von sehr beschränkten Ansichten zeugt, von der aber die französischen Recensenten, die oft bis zur Lächerlichkeit unwissend sind, mit vielem Prunk behaupten, sie stelle eine ganz neue, vortreffliche Manier dar, das Gemählde sämmtlicher Nationen in Einem Rahmen zu vereinigen, und diese Ma-

nier sey so neu, daß es bisher kein Wort dafür gegeben, und der Verfasser sich genöthigt gesehen habe, ein neues Wort zu erfinden, nemlich das Wort Synchronismus. Herr Jondot ist zu bedauern, daß er sich mit dieser Enfindung so viele Mühe gegeben; er hätte es in der ersten besten deutschen Schule erlernen können; ja, er hätte fürwahr besser gethan, wenn er, statt sein angegebenes Werk zu schreiben, die vortreffliche kleine Weltgeschichte von Pölitz übersetzt hätte, die jedem Lehrer der Geschichte empfohlen zu werden verdient. Da würde er mit Erstaunen seine Erfindung benutzt gesehen haben, noch er sie der Welt mitgetheilt hatte. Uebrigens wandelt er freylich nicht mit Pölitz auf gleicher Bahn. Er hält sich besonders an die Geschichte der Juden, die er so lange als möglich zum Mittelpunkte nahm, weil — sie die aller gewisseste sey, denn, die ersten Menschen lebten viele Jahrhunderte hindurch, die Generationen hatten freylich Zeit, sich mit einander zu bespre-

chen und einander die Begebenheiten mitzutheilen. Von Adam bis zur Sündfluth zählt man nur 1656 Jahre. Adam selber wurde 930 Jahr alt. Wie leicht ist es möglich, daß Einer seiner Söhne noch zur Zeit der Sündfluth lebte, und wohl gar in derselben umkam. Natürlich wären Er und Noah gute Bekannte gewesen, folglich konnte Noah sehr wohl von den Begebenheiten der Schöpfung unterrichtet seyn. Sonder Zweifel lebte er auch wieder so lange, daß er das Vergnügen genießen konnte, seiner neunten oder zehnten Generation die Weltgeschichte mitzutheilen. Von da bis auf Moses ist nur noch ein Schritt, und folglich erwiesen, daß Moses seine Geschichte höchstens aus der vierten oder fünften Hand empfangen hatte.

In der Folge hat es dem Herrn Jondot unmöglich geschienen, die Geschichte aller Völker auf die Juden zu beziehen, und er hat also nach und nach die Perser, die Griechen, die Römer in den Mittelpunkt gestellt. Von den Römern thut er aber einen gewaltigen Sprung

auf die Franzosen, um die sich, seit dem Sturz des römischen Reichs, alles drehen muß, gleich als wäre dieser Sturz vor 20 Jahren erfolgt.

Eine alte Vertheidigung der Juden.

Gleich nachdem Carl I von England Krone und Leben verlohren hatte, entwarfen einige Juden den Plan, sich wieder in England niederzulassen, von welchem Lande sie durch alte Gesetze auf das Strengste ausgeschlossen waren. Cromwell hörte sie geneigt, wagte aber doch nicht, schnell zu entscheiden, denn es gab große Vorurtheile zu überwinden. Man ernannte Commissarien um den Plan zu prüfen, und bey diesen wurden Schriften eingereicht, die für die Juden sehr herabwürdigend waren. Ihr Abgesandter, der die Sache am eifrigsten betrieb, war ein gewisser Rabbiner, Manasseh Ben Israel, ein Gelehrter und braver

Mann. Er schrieb eine Schutzschrift; Vindiciae Judaeorum oder a letter in Answer to certain objections u. s. w., die in unsern Tagen, wo man die Juden so hoch erhebt, ein neues Interesse gewinnt, theils weil man die abgeschmackten Beschuldigungen daraus kennen lernt, die damals mitunter den Juden gemacht wurden (1656) theils weil sich Vorwürfe darunter finden, welche den Juden noch heute gemacht werden.

Die erste Anklage behauptete, daß die Juden am Osterfeste Christen-Kinder schlachteten, um das Blut als Sauerteig bey ihrem Brodte zu gebrauchen. Manasseh glaubt, dieses alberne Gerücht sey daher entstanden, daß irgend ein Mörder, um seine That zu verheimlichen, den Ermordeten in das Haus eines Juden geworfen, und dann den leichtgläubigen Pöbel verhezt habe. Er führt an, daß es im jüdischen Gesetz ausdrücklich verboten ist, das Blut irgend eines Geschöpfes zu essen. Das gehe so mit, daß, wenn sie ein Ey fän-

den, in dem sich ein Blutstropfen befinde, sie das Ey wegwürfen; auch wenn ihnen, beim Abbrechen eines Stück Brodtes, ein wenig Blut aus dem Zahnfleisch trete, und an dem Brodte sichtbar werde, schnitten sie das befleckte Stück sorgfältig ab. Wie könne man also glauben, daß sie Menschenblut genössen? — Ferner: Du sollst nicht tödten, sey eins ihrer strengsten Gesetze, und Rabbi Moses sage ausdrücklich: „fremde Völker betreffend, haben die Alten uns geboten, ihre Todten zu begraben wie die unsrigen, ihren Armen beizustehn wie den unsrigen, um des Friedens willen, und weil Gott seine Barmherzigkeit über alle Creaturen erstreckt.“ — Ich kann vor Gott bezeugen, fügt Manasseh hinzu, daß meine Brüder zu Amsterdam einträchtig und brüderlich mit den Christen leben; ich habe dreimal gesehn, daß sie sich ins Wasser gestürzt haben, um Christen das Leben zu retten.

Das Gesez Moses verordnet: „Wer seinen „Knecht oder seine Magd mit einer Ruthe

„schlägt, daß sie unter seiner Hand sterben, „der wird mit dem Tode bestraft; leben sie „aber noch einige Tage, so bleibt er unge„straft, weil sie sein Geld sind" das heißt seine Sklaven. Im ersten Falle wurde vorausgesezt, daß der Herr die Absicht gehabt habe, seinen Sklaven zu tödten. Wenn es einem Juden also nicht einmal erlaubt war, einen heidnischen Sklaven umzubringen, den er gekauft hatte, der sein Geld war, um wie viel weniger einen Fremdling, mit dem er in Friede lebte? — und gesezt, es wäre anders, warum sollte er des Ermordeten Blut verzehren? und gesezt er thäte es, warum gerade zu Ostern? wo bekanntlich alles so rein zubereitet werden muß; wo man sich gar keines Sauerteigs bedienen darf?

Wären die Juden fähig, durch solchen schändlichen Mord sich der gerechten Rache auszusetzen, so würden sie es doch gewiß nicht ohne ein ausdrückliches Gebot ihrer Gesetze thun? man zeige uns ein solches Gebot! (Die-

ser Grund war schwach, denn die Christen haben oft die abscheulichsten Greuelthaten im Nahmen Gottes verrichtet, ohne auf irgend ein Gebot sich berufen zu können.) Jeremias empfiehlt ausdrücklich allen, unter fremden Völkern zerstreuten Israeliten, fleißig für die zu beten, unter welchen sie wohnen, welches auch jezt noch geschieht; folglich (so fährt er fort) kann es uns nicht einfallen, die Kinder unserer Mitbürger zu erwürgen. Man sagt, wir thäten es aus Haß gegen Jesus von Nazareth! Man sagt auch, wir entwendeten Kreuze und heiligen Bilder um sie zu schlagen, darauf zu speyen und sie auf alle Weise zu mißhandeln? ist es wohl nöthig, auf solche alberne Vorwürfe zu antworten? unsere Gesetze drohen den Fluch allen denen, die ein Bild in ihre Häuser bringen, welches von fremden Nationen verehrt wird. —

Matthias Paris erzählt, daß im Jahr 1240 die Juden von Norwich ein Christenkind beschnitten und ihm dem Nahmen Júrnin bei=

legten, um es nachher zu kreuzigen, welches zur Folge hatte, daß eine Menge Juden unter den grausamsten Martern sterben mußten. Aber warum beschnitten sie es denn? dadurch wurde es ja ein Jude! — Mein Volk trägt unter den Mahomedanern ein sehr viel schwereres Joch als unter den Christen; es wird gehaßt und miß-handelt; dennoch haben die Türken ihnen nie den Vorwurf gemacht, daß es ihre Kinder er-würge. Wie käme es denn, daß sie diese Greu-elthat blos an Christen-Kindern verübten? —

Unter dem Kaiser Friedrich war zu Wien ein Teich gefroren, drey junge Leute stürzten hinein und ertranken. Da ihre Verwandten nicht wußten, wo sie geblieben waren, so hieß es, die Juden hätten sie zu Ostern geschlachtet, und auf diese bloße Vermuthung wurden 300 Juden verbrannt. Als der Teich aufthaute fand man die drey Leichname und erkannte zu spät die Unschuld der Hingerichteten.

Vor etwa 30 Jahren lebte zu Ragusa eine Christenfrau, zu der einst das Kind eines Edel-

mannes kam, welches einige Diamanten trug. Um diese zu haben, ermordete die Frau das Kind, und verbarg den Leichnam unter ihrem Bette. Er wurde gefunden. Sie sagte aus, ein Jude, Nahmens Isaac Jeschurun, habe sie zu der That verleitet um mit des Kindes Blute das Osterfest zu feyern. Sie wurde gehangen, der Jude in den Kerker geworfen und auf die aller unmenschlichste Weise gemartert. Als man kein Bekenntniß von ihm erpressen konnte, verdammte man ihn dennoch zu 20 jährigem Gefängniß in Ketten, nackend, zwischen vier Mauern, wo er verfaulen sollte. Er hat einen Bruder, Joseph Jeschurun, der noch zu Hamburg lebt. Nach drey Jahren rührte das Gewissen seinen Richter, er wurde losgelassen, und gieng durch Italien, wo man diesen Martyrer bewunderte, nach Jerusalem, wo er vor kurzem gestorben ist.

Im Jahr 1632 wurde zu Madrit bey einem Auto da fé eine ganze jüdische Familie verbrannt, auf die Aussage einer unzufriednen

Magd, nach welcher diese Leute ein Bild sollten gegeisselt haben, aus welchem endlich Blut geflossen und eine Klagstimme erschollen sey: „warum geisselt Ihr mich so grausam?"

In Lissabon wurde im Jahre 1631 ein silbernes Hostiengefäß aus einer Kirche gestohlen. Jemand hatte in derselben Nacht einem jungen Juden, Nahmens Solis, auf der Strasse begegnet, der eine Dame besuchte. Auf diese Anzeige warf man ihn in den Kerker, folterte ihn, hieb ihm die Hände ab und verbrannte ihn endlich. Nach einem Jahre bekannte ein Spizbube unter dem Galgen, daß Er jenes Gefäß entwendt habe. Der Bruder des unschuldig Hingerichteten lebt noch jezt zu Amsterdam.

Daß manche Juden auf der Folter alles ausgesagt haben, was man verlangte, beweißt gar nichts. Der Arzt eines portugiesischen Grafen, ein guter Christ, gestand auf der Folter, daß er ein Jude sey und wurde verbrannt. Der Graf, der sich vergebens für seine Rechtgläubig-

keit hatte verbürgen wollen, dürstete nach Rache. Er stellte sich krank, und ließ den Inquisitor zu sich bitten. Als dieser erschien, befahl er ihm, auf der Stelle ein jüdisches Glaubensbekenntniß zu unterzeichnen, wo nicht, sich der Tortur zu unterwerfen, deren Instrumente er herbey bringen, und alle Anstalten machen ließ, seine Drohung zu bethätigen. Da bekannte der Inquisitor, daß er ein Jude sey. Siehst du nun? sagte der Graf: „meinem Arzt hat die Folter das Geständniß ausgepreßt, und dir die blosse Furcht vor der Folter.„

Wie viel auf Gerüchte zu trauen sey, weiß jeder vernünftige Mann. Und wären sie Tausendzüngig, und lebte man auch zu gleicher Zeit, in derselben Stadt, so wird man dennoch getäuscht. Ein Beyspiel liefert der jetzige Augenblick. Ganz London erzählt, die Juden hätten die Paulskirche gekauft um eine Synagoge daraus zu machen; natürlich ist gar nicht daran gedacht worden. Noch im vorigen Jahre hat ein gewisser Samuel Brett drucken lassen,

die Juden hätten im Jahr 1650 am 12ten October, in den Ebenen von Agreda in Ungarn, eine Versammlung gehalten, um zu entscheiden, ob der Messias würklich gekommen sey oder nicht. Samuel Brett selbst will gegenwärtig gewesen seyn nebst dreißig tausend Personen; und doch ist kein wahres Wort daran.

Die ganze Fabel von dem Erwürgen der Christen-Kinder, ist durch den Grammatikus Apion zuerst erfunden worden (wie aus dem zweyten Buche des Josephus erhellt) der den Antiochus dadurch entschuldigen wollte, welcher die Juden schaamlos beraubte. Josephus erzählt: nach jenes Apions Aussage, habe Antiochus einst im Tempel einen Menschen gefunden, der, auf einem Bette liegend, eine Tafel mit köstlichen Speisen vor sich gehabt, und den Antiochus knieend als seinen Befreyer empfangen habe. Auf Befragen, wer er sey? und und was das Alles bedeuten solle? sey die Antwort erfolgt, er sey ein reisender Grieche, man habe ihn plötzlich ergriffen und einsam in

den Tempel gesperrt, doch ihn sonst mit Allem reichlich versorgt. Sein Wärter oder Kerkermeister habe ihm endlich verrathen, daß die Juden, Kraft eines geheimen Gesetzes, jährlich einen Griechen entführten, denselben ein Jahr lang köstlich speisten, dann aber im Walde ermordeten, seine Eingeweide verzehrten, und dabey den Griechen ewigen, blutigen Haß schwüren. Josephus hat sich die Mühe genommen, diese alberne Verläumdung gründlich zu widerlegen.

Es ist merkwürdig, daß dasselbe Mährchen von den ersten Christen erzählt wurde. Die Heyden beschuldigten sie, Kinder zu tödten und deren Blut zu schlürfen. Man lese Tertullian, Eusebius und andere mehr. Der Grund dieser Verleumdung ist, bey einer wie bey der andern Nation, stets die Habsucht gewesen: die Heiden suchten Vorwand die Christen zu plündern, und eben so machten es wieder die Christen mit den Juden. Als ich kürzlich einen polnischen Rabbiner, der nach Amsterdam kam, schalt, daß die Juden in Polen und Deutsch-

land so ungeheure Zinsen von den Christen nehmen, da sie doch in Holland und Italien sich weit billiger zeigen; so antwortete er mir mit Achselzucken: „wir müssen es thun, weil man „uns beständig durch falsche Zeugen peinigt, „und uns in einer Stunde mehr wieder raubt, „als wir das ganze Jahr gewinnen können.“

Bisweilen hat die göttliche Vorsehung sich unserer Unschuld angenommen und unsere Verleumder entlarvt. Man liest in dem Buche Scebet Jehuda: Ein König von Portugall konnte in einer Nacht nicht schlafen; er trat heraus auf den Balcon, und gewahrte im Mondscheine zwey Männer, die einen Leichnam trugen, und ihn vor das Haus eines Juden legten. Der König ließ diesen Mördern sogleich nachschleichen und ihre Wohnung aufspüren. Am andern Morgen umringte der Pöbel des Juden Haus um ihn seiner Wuth zu opfern. Allein der König hatte bereits die Thäter verhaften lassen, und legte selber Zeugniß von des Juden Unschuld ab. Dann ließ er ein

paar ihrer Aeltesten zu sich rufen, und fragte sie: wie sie den vierten Vers des 121ten Psalms auslegten? die Antwort war: „siehe, „der, welcher Israel bewacht, wird nicht schlum„mern und nicht schlafen.“ „Wenn er nicht „schlummert“ versezte der König, so wird er „auch noch weniger schlafen. Ihr übersezt „mangelhaft. Es muß heissen: „Siehe der „Herr schlummert nicht, und wird auch nicht „zugeben, daß der, welcher Israel bewacht, „entschlummere. Gott, der über Euch wacht, „raubte mir den Schlaf.“

Endlich ist noch zu erinnern, daß die ganze ungereimte Beschuldigung schon einmal von einem Pabste im Concilio geprüft und für grundlos erklärt worden, worauf dieser Pabst selber den Juden erlaubte, in seinen Staaten zu wohnen, auch die italiänischen Fürsten und den König Alphons den Weisen von Spanien davon benachrichtigte. Gesezt nun auch, es sey jemals geschehen, daß ein Jude ein Christenkind erwürgt habe, soll unsere ganze Nation dafür büssen?

Zweytens beschuldigt man uns des Götzendienstes, weil wir in den Synagogen unsern Gesetzbüchern tiefe Ehrfurcht beweisen; weil wir stehen, wenn sie aus dem Schranke genommen, weil wir die Häupter neigen, wenn sie zurückgetragen werden. Uns trifft diese Beschüldigung! uns, denen die Gesetze alle Bilder-Verehrung so streng verbieten, daß sogar derjenige, der sich einen Dorn in den Fuß träte in einem Augenblick, wo er vor einem christlichen Heiligen-Bilde vorbey gienge, sich nicht bücken dürfte, um den Dorn auszuziehen, damit es nicht scheinen mögte, er habe sich vor dem Bilde gebücket. Die Christen küssen die Bibel, warum sollten wir uns nicht vor unsern Gesetzbüchern neigen? That es doch sogar Ptolomäus Philadelphus, der ein Heide war, als die 72 Dollmetscher ihm das Gesetzbuch brachten. Und wer weiß nicht, daß wir die Ersten waren, die da lehrten, es sey nur ein einziger Gott?

Drittens wirft man uns vor, wir verfluchten in den Synagogen die Christen täglich dreymal. Man beruft sich dabey auf eine Stelle des Talmud, in welcher blos von Minim (Ketzern) die Rede ist, welche zu Tabné, eine Stadt nicht weit von Jerusalem wohnten. Also nicht Christen, oder sonst irgend fremde Religionsverwandte, sondern einzig und allein die jüdischen Ketzer trifft jener Fluch, in welchem freilich auch von einem Reiche die Rede ist, aber nur von dem Reiche des Hochmuths. Vermuthlich war das römische Reich damit gemeint, denn christliche Reiche gab es noch gar nicht, als das Gebet verfertigt wurde. Auch haben wir die Worte Ketzer und Reich in unsern neu gedruckten Gebetbüchern längst weggelassen, aber aus Furcht mißverstanden zu werden, und haben statt derselben die Worte Angeber und Verleumder der Juden und alle Zodim (das heißt alle Uebermüthige) gesezt. So machten es einst die 72 Dollmetscher, als sie, statt des Wortes Arne-

beth (ein Hase) das Wort dasipoda, ein Thier mit breiten Füßen, setzten, weil des Ptolomäus Gemahlin Arnebeth hieß. Auch des griechischen Wortes Lagoon oder Lagon (ein Hase) wollten sie sich nicht bedienen, weil des Ptolomäus Familien-Nahmen Aehnlichkeit mit demselben hatte. Während Muley Zidan in Marocco regierte, wollte ein abtrünniger Jude seinen mahomedanischen Eifer beweisen, und klagte seine gewesenen Glaubensbrüder an, daß sie alle Zedim verfluchten, welches die Familie Zidan bedeute. Der Fürst begnügte sich zwar mit ihrer Erklärung, meinte aber doch, sie würden besser thun, ein anderes Wort unterzuschieben.

Weit entfernt den angeschuldigten Fluch auszustoßen, beten vielmehr die Juden an jedem Sabbath und Festtage für die Fürsten, unter deren Schutz sie leben, wie auch schon Jeremias und der Talmud ihnen vorgeschrieben haben. Als Alexander der Große nach Jerusalem kam, um den Tempel zu zerstören, gieng

Simeon der Gerechte ihm entgegen und sprach: „willst du den Ort zertrümmern, wo wir täg„lich für dein Glück beten?“ — Als Nicanor gegen Jerusalem zog, zeigten ihm die Priester das Opfer, welches sie für die Wohlfahrt seines Fürsten brachten. Dasselbe widerfuhr dem Heliodorus, einem Feldherrn des Seleucus. Selbst die Juden in der Gefangenschaft zu Babylon, schickten ihr durch eine Collecte gesammeltes Geld nach Jerusalem, um für Nebuchadnezar und dessen Sohn zu beten. Ein gleiches thaten die Juden in Asien, um dem Gebete ihres Oberpriesters Hircan das Leben Cäsar Augusts und des Antonius zu empfehlen.

Der Jude Philon, der in seinem Gesandtschaftsbericht von einem Briefe redet, in welchem Caligula begehrte, die Juden sollten ihm eine Bildsäule in ihrem Tempel errichten, erwähnt der Antwort des Agrippa: „die Ju„den bringen täglich Opfer für die Wohlfahrt „deines Reichs.“

Dagegen verordneten auch Cyrus und Darius dankbarlich, daß man den Juden alles liefern solle, wessen sie zu ihren Opfern bedürftig wären; Artaxerxes unterstüzte den Tempelbau; Alexander der Große stieg von seinem Wagen und warf sich zu den Füssen des Oberpriesters, ihn bittend, er wolle Opfer für ihn bringen; Ptolomäus Philadelphus schmückte den Tempel mit kostbaren Geschenken, und Antiochus untersagte allen Fremden, das Heiligthum der Juden zu verunreinigen. Pompejus der Große wagte weder den Tempel zu plündern noch dessen Schätze zu berühren. Cicero und nach ihm der heilige Augustin, haben zwar gesagt, Pompejus habe das blos unterlassen, um nicht für habsüchtig zu gelten, allein es geschah aus Ehrfurcht für den Tempel. (?) Aus einem Schreiben des Agrippa, welches Philon mittheilt, lernen wir, daß Cäsar Augustus täglich auf seine Kosten ein Rind und zwey Lämmer in diesem Tempel opfern ließ. Seine Gemahlin Julia sendete

goldene Schüsseln und Becher zum Geschenk. (Livia muß es heissen. Der gelehrte Rabbiner ist nicht sehr bewandert in der Geschichte, wie sich aus mehreren Stellen seiner Apologie ergiebt.)

Cleopatra bewieß sich nicht minder freigebig. Tiber ließ, während der 22jährigen Dauer seiner Regierung, auf seine Kosten opfern und Nero folgte diesem Beyspiel, bis Eleasars unkluger Eifer diesen Fürsten erbittert und eine heftige Verfolgung veranlaßte. Unser Tempel ist zerstört, unsere Opfer sind aufgehoben, allein noch jezt beten wir täglich: „Herr! erfülle die Welt mit deiner Gnade, „denn alle Creaturen sind das Werk deiner „Hände“ und wir, denen Gott selbst gebot: „du sollst den Egypter nicht hassen, denn du „warst ein Fremdling auf Erden“ wir, die wir ein Volk nicht hassen durften, welches uns so viele Drangsale angethan, wir sollten Völker verfluchen, unter denen wir freundlich geduldet werden? und selbst, wo wir zu klagen

hätten, müssen wir das Beyspiel der tugendhaften Berurir befolgen, von welcher im Talmud erzählt wird, daß, als sie ihren Mann, den Rabbi Meir Gott bitten hörte, seinen bösen Nachbar zu vertilgen, ihm zurief: „das „sey ferne in Israel! Bitte Gott, daß er ihn „bessere.“

Die vierte Anklage machte uns gar zu Gotteslästerern, weil wir beten: „wir „danken dir Gott, daß du uns nicht gemacht „hast, wie die Völker der Erde, denn sie beu„gen ihre Kniee vor Göttern, die ihnen nicht „helfen können: wir aber verehren nur den „König der Könige, der Himmel und Erde er„schaffen u. s. w.“ Wo ist da Gotteslästerung? oder auch nur eine Lästerung anderer Götter?

Sultan Selim der Eroberer achtete dieß Gebet so hoch, daß er es übersetzen ließ, und zu seinem Arzt Moses Amon sprach: „wozu „habt Ihr so lange Gebete? Dieß Einzige wä„re hinreichend.“ — Gott selbst hat uns ge-

boten: „Du sollst nichts Uebels reden von „fremden Göttern.“ Ueberdieß wurden alle die Gebete, welche Buxtorff in seiner rabbinischen Bibliothek uns vorrücket, zu einer Zeit verfertigt, wo Christus noch gar nicht gebohren war, können also nicht auf ihn gedeutet werden.

Man ist auch so unverschämt zu behaupten, daß, wenn wir den Nahmen Christi in den Synagogen aussprechen, wir dabei ausspucken. Sind denn in Holland und Italien unsere Synagogen nicht oft mit Christen angefüllt, die uns genau beobachten? haben sie je etwas dergleichen gesehen.

Man beschuldigt uns fünftens, daß wir Proselyten zu machen suchen. Ein leeres Gerücht. Berühmte Gelehrte aus ganz Europa haben mich besucht und sich oft mit mir unterhalten, sie mögen zeugen, ob es mir je in den Sinn gekommen, sie bekehren zu wollen. Caspar Barleus, der Virgil unsers Jahrhunderts, hat sogar Verse zu meinem Lobe gemacht, welches

ich nicht aus Ruhmredigkeit, sondern als einen Beweis meiner Unschuld anführe. Ueberdieß verbinden uns die Gesetze, Jeden, der ein Christ werden will, zuvor streng zu prüfen, ob er aus Armuth oder aus Leidenschaft für eine Jüdin, oder sonst aus einem weltlichen Grunde diesen Schritt zu thun begehre. Schon diese Vorsicht, und die Behutsamkeit, mit der wir es vermeiden, von der Religion zu sprechen, erschwert uns die Proselytenmacherei. Ferdinand und Isabella von Castilien gründeten freilich ihren Befehl uns zu vertreiben auf diese Anklage, allein sie war ein leerer Vorwand, um ihre Tyranney zu beschönigen.

Die sechste Beschuldigung betrifft den Wuchergeist der Juden: man äussert die Befürchtung, daß die Juden, in England eingenistelt, allen Handel an sich ziehen würden. Manasseh antwortet darauf, man solle bedenken, wie viel Zoll und Accise gewinnen würden, wenn die Juden ihre Habseligkeiten nach England brächten; wie viel die Krämer, die einen

bessern Absatz ihrer Waaren finden würden; wie viel das ganze Land durch die vermehrte Consumtion! Die Juden, meint er, die in der ganzen Welt zerstreut wären, könnten wichtige Dienste leisten, durch die Nachrichten, welche sie mittheilten, (das klingt ja fast als wären sie Spione) und durch die neuen Handelsverbindungen, welche sie eröffneten. England entbehre eine Menge der Marine nothwendige Dinge, auch Wein, Oel, Feigen, Mandeln, Rosinen und aller indischen Gewürze. (Die Engländer haben sich alles des sehr reichlich ohne die Juden zu verschaffen gewußt.) Freilich sagt man, die Juden wären Betrüger, aber dieser Vorwurf treffe nur letztere, wie unter allen Nationen. Er erzählt dabei eine Anecdote aus dem Talmud, welche wenigstens beweiset, daß die Juden wenige Nachrechnungen halten. Einige Einwohner von Alexandrien verklagten die Juden vor Alexander dem Großen, daß sie von ihnen beraubt worden, und foderten Ersatz. Aber Guebria

Ben Pesria antwortete: „Als unsere Väter „nach Aegypten kamen, waren ihrer nur 70 „Seelen. Sie vermehrten sich bis auf 600000, „und waren Sklaven der Aegypter 210 Jah-„re lang. Nun wollen wir einmal gegenein-„ander rechnen, wie viel ihr für unsere Arbeit „uns noch schuldig seyd." (Sie leugneten also den Diebstahl nicht, sondern schilderten ihn blos als eine Eincassirung des Arbeitslohnes ihrer Väter. Unter solchen Vorwänden kann man Alles in der Welt rauben. Wenn es wahr ist, was der Talmud hinzu fügt, daß Alexander der Große mit dieser Vertheidigung sich begnügt habe, so war er wenigstens als Richter nicht groß.)

Manasseh führt aus einem alten Buche noch ein Beispiel an, wo ein Jude von einem Heiden einen Esel gekauft, dessen Kappzaum ein Kleinod enthielt, wovon der Verkäufer nichts gewußt; das habe der Jude wieder zurückgegeben, weil er blos den Esel und nicht das Kleinod gekauft. Das war freilich die Hand-

lung eines ehrlichen Mannes, beweiset aber nichts für die jüdische Nation.

Wahr ist es, fährt er fort, unter Eduard I. wurden die Juden beschuldigt, die Münzen zu beschneiden, aber nur der Haß gegen sie erregte diesen Verdacht, (der doch noch immer so ziemlich allgemein ist.) Er schließt mit der Erinnerung, daß er nun seit 7 Jahren daran arbeite, die Juden nach England zu versetzen, weil Gott gesagt habe, sie sollten zerstreut werden von einem Ende des Erdbodens bis zu dem andern, und weil er Großbrittannien für ein solches Ende des Erdbodens halte. Er habe ein Werk geschrieben: die Hoffnung Israels, und solches dem Parlament und dem Staatsrath überreicht, worauf er einen Paß erhalten und sich nunmehro an den Lord Protektor gewendet, den Gott erhalten wolle! Se. Durchlaucht habe zu Whitehall eine Versammlung von Theologen, Juristen und Kaufleuten veranstaltet, (etwas ähnliches geschah in unsern Tagen) und nun bitte er Gott sie zu

erleuchten, und sein Volk ferner zu beschützen, auch die englische Nation recht bald die, von Sophonius prophezeiten Tage erleben zu lassen, wo alle Menschen ihnen auf gleiche Weise dienen werden. Geschrieben den 10ten April 1656.

Ueber die Stadt Nola und die Erfindung der Glocken nach Swinburn.

Nola liefert wenig Merkwürdiges, denn seine schönen Ruinen sind fast verschwunden, bis auf zwei Amphitheater von Mauersteinen. Doch einige Anecdoten geben der Geschichte dieser Stadt Interesse. Augustus starb daselbst im 76sten Jahre; auch St. Paulin, von Bordeaux gebürtig, Bischoff von Nola, im Jahr Christi 431. Er war ein guter Dichter. Seine Gedichte sind verhallt, nicht aber die Töne der Glocken, die er soll erfunden haben. Vielleicht führte er nur ihren Gebrauch ein. Vorher be-

dienten sich die Christen, um ihre Versammlungen anzukündigen, blos hölzerner Schnarren, (wie an vielen Orten die Nachtwächter haben) weil sie noch keine Glocken läuten durften. (Am grünen Donnerstage und Charfreitage werden diese Schnarren noch jetzt statt der Glocken gebraucht, vermuthlich weil sie mehr Frömmigkeit andeuten, denn die Glocken werden ja auch bei weltlichen Feierlichkeiten geläutet.)

Plinius und Strabo erzählen, daß schon die Alten Glocken hatten. Es hiengen deren um Porsenna's Grabmal. Die Töne in dem Tempel Dodona wurden gewiß durch eine Art von Glöcklein hervorgebracht. In Rom wurde durch eine Glocke die Badestunde angezeigt. Die Nachtwächter trugen deren; auch den Schaafen band man sie um den Hals, um die Wölfe zu verscheuchen, oder als Amulette. Heutzutage werden gleichfalls solche Glöcklein, unter Protection des heil. Antonius, eingesegnet, und den Thieren um den Hals gebunden, um sie vor Krankheiten zu schützen. Die Hirten glau-

ben auch, daß das Geläute den Thieren angenehm sey, und daß sie besser dabei fressen.

Lucian erzählt, daß die Priester der syrischen Göttin die Freigebigkeit frommer Seelen durch solch Geklingel erweckten. In Italien thun die Einsiedler und Bittmönche dasselbe. Zonaras berichtet, daß die Verbrecher, wenn sie zur Hinrichtung geführt wurden, durch Glöcklein die Begegnenden erinnerten, ihnen auszuweichen, um sich nicht zu verunreinigen. Daher kommt es vielleicht, daß man noch jetzt in England die Glocken läutet, wenn ein armer Sünder zum Richtplatz geführt wird.

Quintilian ist der erste Schriftsteller, der sich des Wortes nola bedient, um eine Glocke zu bezeichnen, vorher nennte man sie tintinnabulum; zur Zeit des heil. Hieronymus kam das Wort Campana in Gebrauch.

Im XVIten Jahrhundert machte ein gewisser Giordano Bonni, zu Nola gebohren, grössern Lärm in der theologischen Welt, als alle Glocken zusammen genommen. Er lehrte in ei-

nem Buche, spaccio della bestia trionfante, daß alle Religionen blos menschliche Erfindungen wären; machte sich lustig über Offenbarung und Wunder, und behauptete, das Naturgesetz sey allen vernünftigen Geschöpfen anständig und genügend. Er lebte lange am Hofe der Königin Elisabeth unter dem Schutze vieler Großen, bis er im Jahr 1600 nach Italien zurückgieng, von der Inquisition verhaftet und zu Venedig verbrannt wurde.

Welches Volk zuerst Nola bewohnt habe, ist nicht mehr auszumitteln. Die alten Münzen beweisen, daß es eine Zeitlang durch Griechen bevölkert war.

Bruchstücke aus Bayle's historischer Abhandlung über die Schmähschriften.

(Geschrieben vor 100 Jahren.)

Ich wünschte wohl zu wissen, aus welchen Gründen der Kaiser Augustus die Schmäh-

schriften unter die Majestäts-Verbrechen zählte? denn vor seiner Zeit — wie Tacitus bemerket — war blos der ein Hochverräther, der das Heer oder das Volk durch Aufwiegelung, oder die Majestät der Republik durch eine schlechte Amtsverwaltung schwächte. „Handlungen rügte man, Worte nicht.“ (Tacitus Annalen L. 1. C. LXXII.) Darum errinnert auch ein anderer Geschichtschreiber daß es unerhört in Rom gewesen, was einer Dame aus dem Geschlechte der Claudier wiederfuhr. Sie kam aus dem Theater, das Gedränge war groß, ihr Wagen konnte nicht vorwärts, da wurde sie ungeduldig und sagte sehr laut: „Wollte „Gott, mein Bruder käme wieder auf die Welt „und verlöhre noch eine Flotte — (er hatte „nemlich in einer Seeschlacht großen Verlust er„litten) — damit es in Rom weniger Volksge„dränge gäbe.“ — Die Dame wurde deshalb vor dem Volke als Majestätsverbrecherin angeklagt, welches doppelt auffallend war: Einmal weil der Wunsch von einem Frauenzimmer

kam, und zweytens, weil es doch nur ein Wunsch war. (Sueton. im Leben des Tiberius).

Satyren, seine eigne Person betreffend, gesprochene oder geschriebene, achtete der Kaiser nicht, und antwortete dem Tiberius, der sich heftig darüber beklagte: „Mögen sie doch Böses von mir reden, wenn sie mir nur nichts „Böses zu thun im Stande sind.“ (Sueton. im Leben des Augustus.)

* * *

Weit reizbarer über diesen Punct war Tiber. Ein gewisser Cremutius Cordus hatte allerley geschrieben, was seine Person antastete, und an sehr empfindlichen Stellen verwundete, denn es war unter andern von seiner häuslichen Zwietracht die Rede, auch konnte er ihm nicht verzeihen, daß er des Cassius und Brutus mit einigem Lobe erwähnt hatte. Nero hingegen, so ganz Nero wie er auch war, hatte nichts dagegen daß der Senat den Prätor Antistius — einen Satyrenschreiber gegen den Kaiser — blos verbannte und seiner

Güter beraubte, ja er stellte sogar dem Senate frey, ihn gänzlich loszusprechen. (Tacit. Annal.) Einen gewissen Fabricius Vejento, der den Senat und die Priesterschaft in Rom hart angegriffen hatte, verbannte Nero blos aus Italien. Seine Schriften wurden zum Feuer verdammt und (wie gewöhnlich) um so begieriger gesucht und gelesen, so lange es gefährlich war sie zu besitzen; so bald diese Gefahr aufhörte, bekümmerte man sich nicht mehr darum. — Sueton bemerkt als einen auffallenden Zug in Nero's Character, daß er gerade gegen diejenigen am gutmüthigsten war, die sich über ihn lustig machten. Es erschienen sehr bittere Verse auf ihn, er fragte nicht einmal nach dem Verfasser und litt auch nicht, daß er, entdeckt, gezüchtigt wurde; entweder — meint Sueton — weil er aller Schaam, wie man zu sagen pflegt, den Kopf abgebissen hatte, oder weil er sich nicht wollte merken lassen, daß es ihn ärgere, um nicht noch mehrere Spötter zu erwecken. Ein Cyniker verhöhnte ihn einst

auf offener Straße, ein Schauspieler brachte ihn sogar auf das Theater; er begnügte sich, beide aus Italien zu verbannen.

* * *

Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt erheischen, daß schlechte Handlungen vor den Richterstuhl des Rufes (de la renommée) gezogen und da gezüchtigt werden; aber man sollte dieses Strafamt der Geschichte überlassen und die Geschichte sollten nur Männer schreiben, die von der Regierung dazu beauftragt wären. (Bayle vergißt hier, daß wir dann nie eine Geschichte haben würden, es wäre denn, daß man wie der Sage nach in China geschieht — die Blätter einer solchen Geschichte in einen verschlossenen Kasten schöbe, der nicht eher geöffnet werden dürfte, bis der regierende Monarch gestorben wäre. Bayle hat wohl selbst gefühlt, wie zweckwidrig sein Vorschlag sey, denn er fügt hinzu: ich sege nicht, daß eine solche Einrichtung nicht auch wieder ihre großen Unbequemlichkeiten haben würde,

aber die größten würden doch vermieden. (Daran steht zu zweifeln.) Wir haben jetzt gar zu viele Schriftsteller, die mit unreinen Händen die historischen Thatsachen besudeln und sie so besudelt auf die Nachwelt bringen. Der erste Eindruck währt lange. Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu sagte Horaz.

Das gilt besonders von Begebenheiten, die schon in ihrer Geburt verdreht werden, von Zeitungsnachrichten, die man schnell und warm verbreitet. Alle Völker gleichen so ziemlich dem, von dem ein Kardinal einst sagte, indem er ihm seinen Segen ertheilte: „es will durch„aus betrogen seyn, nun so werde es be„trogen“.

Catharina von Medicis pflegte zu sagen: „eine falsche Nachricht, wenn sie auch nur drei „Tage lang geglaubt wird, ist im Stande einen „Staat zu retten.“ (d'Aubigné) Die Häupter der Ligue erhielten sich auf solche Weise lange in Paris. Ein Geschichtschreiber jener Zeit be-

richtet: „Als ihre Armee zertrümmert war, „nahmen sie ihre Zuflucht zu ihren gewöhn„lichen Ränken, sie machten nemlich den Pari„sern allerlei weiß, was in unzähligen Flug„blättern herumgetragen wurde. Bald hieß es: „die Einwohner von Dreux hätten bei einem „Sturme dem Könige 500 Mann getödtet, noch „mehrere verwundet und der Marschall Biron „sey dem Tode nahe; bald wiederum: man „habe, in einer gewaltigen, lange zweifelhaft „gebliebenen Schlacht einen großen Sieg davon „getragen, und der Branner (Heinrich IV.) „sey entweder tod oder doch nicht weit davon."

Man ist in neueren Zeiten auch nicht sehr gewissenhaft gewesen, wenn man schlimme Nachrichten zu erzählen hatte und die Gewissenhaftigkeit wäre da auch nicht an ihrem rechten Platze. — (Wenn Bayle hier als Politiker spricht, und, wohl zu verstehen, die Politik für gänzlich unvereinbar mit der Moral hält, so mag er Recht haben; sonst aber ist es ein abscheulicher Grundsatz, daß es Fälle geben könne, wo

das Gewissen überflüssig und nicht an seinem rechten Platze sey. Möge immerhin Gutes durch Gewissenlosigkeit bewürkt werden, der Zweck heiligt doch die Mittel nicht.) — Livius wirft mit Recht dem bei Cannae geschlagenen römischen Consul vor, daß er den Abgeordneten seiner Bundesgenossen den Verlust nicht verheimlicht habe, denn die Folge war, daß sie zum Hannibal übergiengen. — (Allerdings machte Livius diesen Vorwurf mit Recht, aber ein anderes ist, etwas verschweigen, ein anderes, etwas falsches unterschieben.)

Plutarch erzählt, daß ein Athenienser grausam gemartert wurde, weil er eine schlimme, obgleich sehr wahre Neuigkeit verbreitete. Von einem, so eben im Hafen gelandeten, Fremden hatte dieser Mensch erfahren, Nicias sey geschlagen; über Hals und Kopf lief er in die Stadt, es zu verkündigen. Woher hast du die Nachricht? fragte man ihn; und da er keinen Gewährsmann nahmhaft machen konnte, so mußte er büßen als ein Unruhe-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stifter, so lange bis die Wahrheit sich bestätigte. (Plutarch im Leben des Nicias.) Hätte er einen Sieg fälschlich verkündet, man würde ihm nichts gethan haben. Das mag des Stratocles Beispiel beweisen, der, wohl wissend, die atheniensische Flotte sey derb geschlagen, die Bürger aufforderte, den Göttern für einen Sieg zu danken. Sie thaten es, und als sie nachher den Betrug erfuhren, entwaffnete sie alsobald die Antwort des Stratocles: „welches „Leid habe ich euch zugefügt? mir habt ihr drei „frohe Tage zu verdanken.“ (Eben daselbst.)

* * *

Aber im Grunde ist solch ein Vortheil sehr gering. Man fühlt, durch Freude getäuscht, den Verlust doppelt schmerzlich. Auch macht eine Nation sich verächtlich und ihren Feinden lächerlich, wenn sie eingebildete Siege feiert. Mag immerhin ein Privatmann wie Cicero sprechen, als man ihm den unverbürgten Tod eines Feindes meldete: „ich glaube dem Gerüchte „nicht, aber ich will einstweilen die Zinsen

Bayerische Staatsbibliothek München

„davon ziehen.“ (Quintil. Instit. Orat.) Ein Staat hingegen würde sich oft großen Unfällen aussetzen, wenn er auf Gerüchte bauen wollte. Die Aetolier büßten strenge, als sie, der falschen Nachricht vertrauend, Scipio sey gefangen und das römische Heer vom Antiochus geschlagen, das Joch abschütteln wollten. (Livius L. XXXVII.)

* * *

Man denke ja nicht, daß Catharina von Medicis habe sagen wollen: ein falsches, drei Tage lang geglaubtes Gerücht könne immer den Staat retten. Solche Gemeinsprüche sind nie allgemein anwendbar. Wahrer mag seyn, daß es allerdings von Nutzen ist, den in einer Schlacht erlittenen Verlust dem Volke zum Theil zu verbergen. Diese Täuschung gehört gar nicht mehr unter die politischen Feinheiten, sie ist das ABC der Staatsklugheit. Man muß in Zeitungen der rhetorischen Figuren sich bedienen, um den Verlust des Feindes zu vergrößern, den eigenen zu verkleinern. Aber

es wäre zu wünschen, daß diese Zeitungen nur gehört würden, oder daß man sie wenigstens nicht druckte, denn der Druck verewigt sie, und macht sie zu Materialien für den Geschichtschreiber; dadurch wird die Geschichte in ein undurchdringliches Chaos von Unzuverlässigkeit gehüllt und der Nachwelt die Wahrheit entzogen. — Es ist sehr angenehm Zeitungen zu lesen, wer mag das läugnen? aber die meisten sind gleichsam Klagschriften in einem Prozesse (plaidoyers), sie zeigen nur was ihrer Sache günstig ist und den Feind verhaßt macht. Kluge Leser werden freilich nicht getäuscht, und sehen wohl, daß man nicht Alles sagt, daß man dem öffentlichen Wohl, oder auch bisweilen den häuslichen Verhältnissen manches opfert. Zeitungsschreiber, welche die feindlichen Nachrichten zu entkräften suchen, führen auch eine Art von Krieg mit Gänsewaffen, wie ein politischer Schriftsteller sie nennt. (Arma anserina,) „Die Zeitungen", sagt er, „kommen nicht aus den sybillinischen Büchern,

„sondern aus dem Gehirn der Menschen und „bethören die Leichtgläubigen. Siege werden „ausgeschrieen, der Feind wird geschmäht. „So z. B. ließ Pompejus Schreiben in alle „Provinzen ergehen, prahlend mit einem ge„waltigen Siege bei Dyrrachium, Cäsar sey „geflohen, sein ganzes Heer vernichtet; wo„durch die Pompejanische Parthei ansehnlich „verstärkt wurde. Die Welt will betrogen „seyn. So machte es der Herzog von Mayen„ne nach der Schlacht bei Ivry u. s. w." (Arma anserina sive armatura epistolaris a doctore militari Tacito subministrata et in dissertatione politica diducta a G. C. W.) (Es ist nicht zu leugnen, daß die Gänse-Waffen noch immer im Gebrauche sind; die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihnen neue Stärke gegeben.) — Die Welt (so schrieb Bayle schon vor 100 Jahren) hat sich so sehr an Zeitungen gewöhnt, daß sie das Verbot derselben als eine Sonnenfinsterniß, als einen Gegenstand der öffentlichen Trauer betrachten würde.

(Michael Herz in seiner bibliotheca germanica führt ein ganzes Heer von Zeitungen an, die damals schon verschlungen wurden, und, wie er sagt, nicht blos das Geschehene, sondern auch das zu Geschehende verkündeten. so groß sey die Eitelkeit der Schreibenden oder der Glaubenden. (Tanta enim scribentium vel credentium vanitas est.) Er nennt die Zeitungen von Jena, Leipzig, Nürnberg, Hamburg, Paris, Haag, Amsterdam, Brüssel. Ein gewisser Fritsch ließ 1676 zu Jena eine Abhandlung vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen drucken.)

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey zu wünschen, daß am Ende jedes Jahres alle die falschen Gerüchte gesammelt würden, die während des Jahres im Umlauf waren. Das wäre fast überflüssig, denn die Zeitungen widerrufen ja selbst oft genug ihre Nachrichten. Nützlicher wäre ein solches Unternehmen gewe-

sen zu der Zeit, als man noch nicht druckte, zum Beispiel damals, als die Türken die Insel Rhodus einnahmen. Wir kennen, durch die von Ruscelli gesammelten Briefe, einige der bethörenden Gerüchte, welche damals in Italien herum liefen. Am 10ten Dezember 1522 versicherten die römischen Neuigkeitskrämer, die Belagerung sey aufgehoben. Am 22sten Dezember desselben Jahres wurde Rhodus würklich erobert, und noch am 23sten Februar 1523 hieß es: es sey noch gar nicht gewiß, daß Solimann die Stadt würklich eingenommen. (Trotz unserer Buchdruckerkunst sind in neueren Zeiten oft ähnliche Dinge geschehen.) Im Jahr 1500 erzählte man zu Padua, als ein unbezweifeltes, von Rom selbst geschriebenes Factum, der Pabst sey am Peterstage vom Blitz erschlagen worden, und alle Bürger hätten die Waffen ergriffen. — Im Jahr 1580 hieß es in Holland zu gleicher Zeit: der König von Frankreich, der König von

Spanien und der Herzog von Alba wären gestorben. (Lipsius Epist.)

* * *

Vigneul Marville macht in seinen Mélanges d'histoire folgende Bemerkung über die Zeitungsschreiber: „Nur ein Umstand ist ihnen „nachtheilig: sie sind nicht Herrn ihrer Feder, sie „sind einer höhern Aufsicht unterworfen, sie dürfen die Wahrheit nicht mit historischer Aufrichtigkeit bekennen. Dürften sie das, so „könnten wir die Geschichtschreiber entbehren.“ — Die leztere Behauptung ist sehr übertrieben, aber die Quelle des Uebels hat dieser Mann allerdings entdeckt. Sie dürfen nicht, sie stehen unter einer Ruthe: sie laufen Gefahr beschuldigt zu werden, daß sie nicht vom besten Geiste beseelt sind (ils se feroient haïr comme des personnes mal intentionnées.) Man will nicht eben, daß sie, zum Wohl des Vaterlandes grob lügen (qu'ils mentent grossiérement) aber feine, schmeichelnde, witzig = boshafte Bemerkungen liebt und bewundert man.

* * *

Es ist fürwahr noch nicht genug, die feilen Zeitungsschreiber mit Harpyen zu vergleichen, die Alles besudeln, was sie anrühren, man muß sie sogar Henker und Scharfrichter nennen, die der Geschichte Hals, Arme und Beine knebeln, auch wohl abschneiden und falsche ansetzen, oft in demselben Augenblick, wo eine Begebenheit aus dem Schoose ihrer Ursachen hervorgeht. — Man sagte vormals: die Musen gäben sich bisweilen sogar Sklaven Preiß, das gilt am meisten von Clio, der Muse der Geschichte; die ist eine wahrhafte drey Pfennigs H** (Scortum triobolare) die an der Landstraße sizt, und sich dem Ersten besten für ein Stück Brodt an den Hals wirft. Ihr Handel mit den Buchhändlern ist noch schlechter als der der Baudoins und der du Ryer, mit welchen verabredet war, daß sie für 30 Sous einen Bogen übersetzen und das Hundert großer Verse zu 4 Franken, das Hundert kleine zu 40 Sous liefern mußten. (Baillet Jugem.

des Savans) Lucian hat, ohne es zu wissen, unser Jahrhundert geschildert, erzählend, daß durch einen Krieg das Geschichtschreiben zur Mode, und eine epidemische Krankheit wie die der Abderiten geworden. (Lucian quomodo sit conscribenda historia) Jetzt erkennen wir, fügte er hinzu, die Wahrheit des Sprüchwortes: daß der Krieg die Mutter aller Dinge ist.

Die alten Römer hatten mehr Respect vor der Würde der Geschichte, denn vor den Zeiten des Pompejus wagte Niemand Geschichte zu schreiben, der sich nicht durch Geburt und Verdienste auszeichnete; und als der Lehrer dieses großen Mannes die Geschichte seines Zöglings schreiben wollte, fand man eine solche Neuerung bedenklich. Geist und Kenntnisse konnte man ihm nicht absprechen, aber — er war nur ein Freigelassener (Sueton de Clar. Rhetor.) (Mich dünket diese Bedenklichkeit war doch sehr albern). — Was würden doch die Feinde des historischen Pyrrhonismus anfangen, wenn schon zu der Griechen und Rö-

mer Zeiten dieses Uebel im Schwunge gewesen wäre? dann würde es ihnen schwer fallen, uns irgend etwas zu beweisen, selbst wenn sie Inschriften und Denkmünzen zu Hülfe nähmen; Denkmäler, welche die Neuern ungestraft mißbrauchen, ohne rechtlichen Grund, blos um ihre Launen zu befriedigen.

* * *

Von der Satyre kann man wohl sagen, was Malherbe vom Tode: que la garde qui veille aux barrières du Louvre n'en defend pas les rois. Das beweiset das berühmte Buch Histoire amoureuse des Gaules und les amours du palais royal. Es ist bekanntlich von dem Grafen Bussy Rabutin, wenigstens das zuerst genannte. Er wurde deswegen in die Bastille, und, wie andere wollen, sogar ins Narrenhaus gesetzt. Indessen gieng es ihm doch besser als dem Cassius Severus, dem Satyriker am Hofe des Kaisers Augustus, der in seiner Verbannung kaum einen Lumpen übrig behielt, um seine Schaam zu bedecken. Bussy Rabutin

starb zwar auch vom Hofe verbannt, aber ruhig, auf einem Landgute, wo er aus Verzweiflung eine Abhandlung über den Nutzen der Widerwärtigkeiten schrieb und ein Frömmling wurde. Ganz Ernst mogte es ihm wohl nicht damit seyn; er sah lange noch hinter sich wie Loths Weib, versuchte alles Mögliche, um aus seinem kleinen Hafen wieder auf das stürmische Meer des Hofes geworfen zu werden, und benahm sich ganz wie Ovid, dessen Schicksal dem seinigen glich. Erst als alles vergebens war, schrieb er: „Ich habe meinem Beichtvater lange „nicht glauben wollen, daß die Vorsehung zu „meinem Besten dieses Unglück über mich ver„hängt; erst seit drei Jahren bin ich überzeugt, „daß nicht blos meine ewige, sondern auch „meine zeitliche Ruhe davon abhieng. Gott „belohnt mich schon jetzt für meine Leiden durch „meine Ergebung und ich sage nun von diesem „guten Herrn, was ich, in meiner thörigten „Jugend von der Liebe sagte:

„Il paye en un moment un siècle de travaux
„Et tous les autres biens ne valent pas ses maux.“

Bussy Rabutin war auch Mitglied der Pariser Academie. Als er starb, wurde der Abbé Bignon an seiner Statt erwählt, der, (nach einer drolligen Gewohnheit, von der sich schwerlich ein vernünftiger Grund angeben läßt) eine Lobrede auf den Verstorbenen halten mußte, zu deren fast einzigem Stoffe ihm die Reue diente, welche sein Vorgänger als Verfasser der Histoire amoureuse empfunden, die doch bey weitem nicht so boshaft aus seiner Feder geflossen war, als sie nachher durch die Zusätze einer Dame wurde, der er die Handschrift geliehen hatte.

Wie vielen Glauben solche Schriften finden werden, das hängt blos davon ab, wie sie geschrieben sind. Wäre die berüchtigte Historie von der Donna Olympia eben so einfach und naif erzählt, als ein gewisser Burchard, Cermonien Meister am Päbstlichen Hofe, die Greuel Alexander des Sechsten darstellt, so

würde man sie leichter für wahrhaft halten. Dieser Burchard war ein Deutscher. (Ein Umstand, den Bayle heraushebt, und die Treue der Erzählung dadurch zum Theil beweisen will. Sehr ehrenvoll für die Deutschen, nemlich für die damaligen.) Hier ist eine kleine Probe aus seinem Journal:

„Am lezten October Abends speisten mit „dem Herzog von Valentinois in seinem Zim„mer im päbstlichen Pallaste, funfzig ehrbare „Freudenmädchen, welche, nach der Mahlzeit, „mit den Bedienten und andern Gegenwärti„gen einen Ringeltanz anstellten; anfangs in „ihren Kleidern, nachher nackend. Dann wur„den eine Menge brennender Lichter hingestellt, „und Kastanien auf die Erde geworfen, „welche die Freudenmädchen in ihrem paradie„sischen Costume, zwischen den Lichtern hin und „her wandelnd, auffammeln musten, wobey „Seine Päbstliche Heiligkeit, der Herzog und „Lucretia, dessen Schwester, als Zuschauer ge„genwärtig waren. Zulezt wurden Prämien

„ausgesezt, seidne Kleider, Schuhe, Barrets „u. dgl., für diejenigen, welche sich an diesen „Dirnen am ritterlichsten beweisen würden. „Der Wettkampf geschah ganz öffentlich auf dem „Hofe." Die obgenannten hohen Personen waren die Kampfrichter und ertheilten die Preise.

(Der ehrliche Deutsche erzählt weit naiver, als es hier wieder erzählt worden und fügt sogleich noch eine ähnliche erbauliche Anecdote hinzú von zwey Stutten, die einem Bauer weggenommen wurden, um in dem innern Hofe des päbstlichen Pallastes zu einem infamen Schauspiel zu dienen, welchem abermals Seine Heiligkeit nebst Donna Lucretia aus dem Fenster zuzuschauen und ihre Ergötzung durch ein lautes Gelächter an den Tag zu legen beliebten.)

* * *

Flechier in seiner Geschichte des Cardinal Ximenes erzählt: „damals liefen in ganz Spa„nien eine unzählige Menge Schmähschriften „gegen den Hof von Flandern und selbst gegen

„Ximenes herum. Die Flammänder, unge„wöhnt an witzige Satyren, klagten bitterlich, „und der Cardinal erhielt Befehl, sowohl die „Verfasser als die Buchdrucker scharf zu züch„tigen. Er ließ auch pro forma bey einigen „Buchhändlern Nachsuchungen anstellen, aber „so obenhin, daß Niemand dadurch belästigt „wurde. Seine Meinung war: man müsse den „Leuten nicht wehren, ihren Schmerz in Wor„ten oder Schriften auszuhängen, die doch „nicht länger dauern, als man sich dadurch belei„digt hält, und sowohl ihren Stachel als ih„re Ergötzlichkeit verlieren, wenn man sie ver„achtet. — Der Gouverneur von Madrid er„tappte einige solche Schriften, die gegen den „Cardinal Hadrian, und gegen Kaiser Carls „Gesandten, La Chaux, gerichtet waren; beide „ereiferten sich gewaltig darüber, besonders „war Hadrian eine Zeitlang ganz untröstlich.“

„Man sagt, als dieser Hadrian nachher „Pabst geworden, habe er befohlen, die Bild„säulen des Pasquino und Marforio

„(An welche bekanntlich alle Schmähschriften an-
„geheftet werden,) in die Tiber zu werfen, allein
„der spanische Gesandte, Herzog von Sessa, habe
„ihn klüglich erinnert; was wollt Ihr thun,
„heiliger Vater! verzeiht lieber diesen stum-
„men Personen, damit nicht die ganze Stadt
„rede. Werft ihr sie ins Wasser, so werden
„die Frösche ihre witzigen Einfälle herausqua-
„cken, und statt zweier Steine, werden alle
„lebendigen Mäuler sie verkünden.“ — Da
„gieng der Pabst in sich und bewieß in der Fol-
„ge mehr Nachsicht und Geduld.“

* * *

Es gab vormals eine Menge Fürsten, die unempfindlich gegen solche Beleidigungen waren. Zwar, Alexander dem (sogenannten) Großen giebt Seneka dieß Zeugniß nicht, wohl aber dem Antigonus, der seinen Soldaten verzieh, als sie sich Spöttereien über ihn erlaubten. Derselbe Schriftsteller rühmt auch, im ähnlichen Falle, die Gutmüthigkeit Philipps von Macedonien, und die des Kaisers Augu-

stus, der, sammt Gemahlin und Kindern, von einem satyrischen Geschichtschreiber, Timagenes, mit den Gänse-Waffen angegriffen wurde, und um so gereizter hätte seyn können, da er wohl wußte, daß die witzigen Einfälle des Historikers von Mund zu Mund liefen; wobei Seneca sehr weislich erinnerte, daß das Publicum gar zu gern besonders solche Einfälle herumträgt, die dem Verfasser gefährlich werden können. (Man sagt, Herr Zschokke in Aarau werde eine Abhandlung über diese Bemerkung des Seneca schreiben und Herr Geoffroy in Paris werde Noten dazu machen.) Indessen widerfuhr dem Timagenes doch eben nichts Böses.

* * *

Man kann nichts Vernünftigeres lesen, als die Gründe, durch welche Mäcen den Kaiser überredete, keine Angeber satyrischer Schriften zu dulden, und die Verfasser solcher Schriften nicht zu strafen. Dio Cassius hat uns diese Gründe aufbehalten. Derselbe Geschichtschreiber belehrt uns auch, warum Cäsar die

Schmähungen des Cicero und einiger Andern nicht beantwortete. Er glaubte nemlich, daß solche Leute sich nur dadurch eben so berühmt zu machen suchten, als die, von denen sie Böses sagten, welches man dadurch verhindere, wenn man ihnen gar nicht antworte. — (Wußte denn Cäsar nicht, daß bisweilen Dinge in der Welt geschehen, die jedes rechtliche Gemüth dermassen empören, daß es gar keines weitern Antriebes bedarf, um dagegen zu schreiben, wenn man schreiben kann? Ich will hier nur an Ein solches Beyspiel errinnern: die englische Expedition von Coppenhagen.)

* * *

Eine römische Dame wurde angeklagt, von Kaiser Augustus, seiner Gemahlin Livia und dem Tiberius übel geredet zu haben. Man belangte sie als Majestäts-Verbrecherin. Tiber sagte: „was mich betrift, so verlange ich keine Untersuchung, hat sie sich aber gegen Augustus vergangen, so strafe man sie.“ Wegen seiner Mutter verfügte er am ersten Tage

nichts, und erst am andern erklärte er: sie wünsche, daß man aus den, gegen sie gerichteten, Satyren Niemanden ein Verbrechen mache. Doch hatte jene Dame (sie hieß Apuleja Varilia) die Kaiserin laut des Ehebruches beschuldigt. (Tacit. Annal.)

Kaiser Theodosius verordnete gleichfalls in einem Edicte, daß Niemand, der ihn mit Worten oder Gänsewaffen angegriffen, mit einer Strafe belegt werden solle; denn, sagte er, geschieht es aus Leichtsinn, so ist es zu verachten oder aus Albernheit (insania) so ist es zu bemitleiden.

* * *

Die neuere Geschichte liefert nicht weniger Beispiele von solcher Nachsicht. Balzac hat Einige derselben in einem lateinischen Briefe aufbewahrt, doch nicht das von Ludwig XII. Castor erzählt: „wurde nicht unser Ludwig, „der den Titel Vater des Volkes verdiente, auf „öffentlicher Schaubühne in seiner guten „Stadt Paris verspottet? und wie ein un-

„ersättlicher Geizhals dargestellt, der aus ei-
„nem großen Becher flüssiges Gold trank ohne
„seinen Durst jemals löschen zu können? Er
„lobte diesen Einfall und ergötzte sich daran.
„Vielleicht war es ihm sogar nicht unangenehm,
„daß seine Liebe zu den Reichthümern, wel-
„che nie dem Geringsten seiner Unter-
„thanen eine Thräne gekostet hatte,
„ihnen etwas zu lachen gab und eine angeneh-
„me Unterhaltung gewährte.“ — Freilich,
wenn er das schöne Bewußtseyn im Busen trug,
daß seine Schätze keinem seiner Unterthanen ei-
nen Seufzer abgepreßt hatten, so mußte es
ihnen leicht werden mit zu lachen; so wie hin-
wiederum sehr begreiflich ist, daß derjenige,
dessen Besitzthümer mit Thränen und Blut be-
fleckt sind, weit reizbarer gegen spottenden Ernst
sich zeigt.) — Eben so benahm sich Ludwig,
als man ihm hinterbrachte daß die Advocaten,
die Schreiber und sogar die Schüler, bei ihren
Spielen sich über ihn und den ganzen Hof lustig
machten. „In Gottes Nahmen, sagte er,

„sie mögen sich die Zeit vertreiben; nur meine „Frau sollen sie nicht antasten, sonst lasse ich „sie sämmtlich hängen.“

Durch Brantome wissen wir, daß Catharina von Medicis Alles las, was gegen sie geschrieben wurde, und selber die Erste darüber lachte. Unter andern hatten die Hugenotten eine Kanone, die sie Königin Mutter nannten. Sie fragte einen ihrer Höflinge, woher diese Benennung? Er erschrack und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, allein sie drang in ihn, da sagte er endlich zitternd: „Madam, „weil diese Kanone ein größeres Caliber hat, „als alle die andern.“ Die Königin Mutter lachte.

Eines Tages stand sie mit dem König' von Navarra am offenen Fenster in einem Zimmer des untern Stockwerkes. Da hörte sie, daß einige Schildwachen, die sich eine Gans an einem hölzernen Spieße brieten, die leichtfertigsten Dinge von ihr erzählten, und zuletzt die Hündin verfluchten, von der sie so geplagt wür-

den. Der König von Navarra wollte sogleich hinaus gehen, um die Kerls hängen zu lassen, aber sie hielt ihn zurück, streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sagte ganz freundlich: „Was „hat sie Euch denn zu leide gethan? wenn „sie nicht wäre, würdet Ihr wohl jetzt eine „Gans braten?" — Dann wandte sie sich gegegen den König, sprechend: „Mein Cousin, „so tief darf unser Zorn nicht herabsteigen, das „ist kein Wildpret für uns." — Und doch war diese Frau aus einem Lande gebürtig, von dem man zu sagen pflegte: Dort habe Gott die Rache, als einen Leckerbissen, sich vorbehalten.

Von Franz dem Ersten erzählt Balzac, daß er gleichfalls Alles über sich ergehen, auch auf dem Theater sich und den Hof ungestraft persiffliren ließ, nur durften die angegriffenen Persouen nicht nahmentlich bezeichnet werden.

* * *

Die Römer duldeten nicht, daß die Lustspieldichter ihre Obrigkeiten verspotteten, hin=

gegen durften sie mit den Göttern machen, was ihnen beliebte, worüber der heilige Augustin ihnen große Vorwürfe macht. (August. de civitate dei.) — Kaiser Carl V. ahmte vermuthlich die Römer nach, als er im Jahre 1522 zu Augsburg drei lutherische Geistliche absetzte, die übel von ihm gesprochen hatten, indessen er allen übrigen verstattete, mit der heil. Jungfrau und allen Heiligen nach Gefallen umzuspringen. Vielleicht erinnerte er sich der Worte Tibers: „Ueberlassen wir den Unsterb„lichen die Sorge, die ihnen zugefügten Be„leidigungen zu rächen. Deorum injuriae diis „curae."

* * *

Ein gewisser du Verdier Vau-Privas hat den Satyrikern die Ehre angethan, sie zu Urhebern von Krieg und Aufruhr zu machen, allein mit Unrecht, wenigstens in den meisten Fällen. Gewisser ist, daß die Zunge und die Feder eines einzigen Mannes einer Sache oft mehr Nutzen bringe, als ein Heer von 40000

Mann. Franz der Erste gestand, daß der Bischoff von Sidon ihm durch seine Worte mehr Schaden zugefügt habe, als die ganze Schweitz durch ihre Waffen. (Paulus Jovius Elog.)

Bayle schließt mit der drolligen Bemerkung: Es giebt Thiere, welche stoßen, es giebt andere, welche beissen. Die leztere beissen, weil sie Zähne haben, und stoßen nicht, weil es ihnen an Hörnern fehlt.

Reise des Grafen Johann Potozky nach Astrachan und in die umliegenden Gegenden im Jahr 1797.

(Aus der französischen Handschrift Auszugsweise übersezt.) *)

Am 15ten Mai. Die vergoldeten Thürme von Moscau verlieren sich in blauer Ferne.

*) Ich schmeichle mir, dem Publikum mit diesen Auszügen ein sehr angenehmes Geschenk zu machen.

Ade! du verwirrtes Europa! ich will ruhen im stillen, friedlichen Asien. — Heute ahme ich die Morgenländer noch, welche die erste Tagreise eine Karawane so kurz als möglich bestimmen. — Was ich dem Leser verspreche? nichts weiter, als daß ich die Augen nicht verschließen will. Was sich denn so gelegentlich auf meiner Netzhaut abbildet, das will ich erzählen, auch wohl bisweilen mit Bemerkungen verbrämen, von denen ich mir einbilde, daß sie selbst dem Kenner nicht unwillkommen seyn werden, denn ich habe sie nicht obenhin gemacht, sondern zu einer Zeit, wo ich noch glaubte,

---

Der Herr Graf Potozki ist bereits durch sein Werk über Aegypten u. a. m. rühmlichst bekannt; er ist ein eben so gelehrter als liebenswürdiger Mann, ein eben so scharfsinniger Denker als warm fühlender Mensch.

Die Handschrift dieser Reise habe ich der Güte des Herrn Probst Heideke in Moscau zu verdanken, welcher dieselbe auch bereits vortrefflich übersezt hatte, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als diejenigen Abkürzungen zu machen, die für die Leser dieser kleinen Sammlung mir nothwendig schienen.

jede Wahrheit in der Menschen- und Naturgeschichte sey so wichtig, daß man ihr gern Ruhe und Vergnügen opfern müsse.

Am 16ten Mai. Ich folge dem Laufe der Moskwa. Die Gegend ist lachend und so bevölkert, daß man stets mehrere Dörfer zugleich erblickt. In einem derselben wurde ein Fest gefeiert. Welche Pracht unter den Bäuerinnen! Mützen und Schleier mit Gold gestickt und so schön gearbeitet, als kämen sie aus Konstantinopel. Manche Reisende haben vom Elend der russischen Bauern gesprochen; ich beschreibe, was ich sehe, nicht was Andere gesehen haben. Freilich werde auch ich gewahr, daß man der schönen Dörfer immer weniger findet, je weiter man von Moscau sich entfernt, kleinere Häuser mit Strohdächern und Löcher mit Glas statt der Fenster. Ich denke auch, das Loos der russischen Bauern hänge sehr von ihren Herren ab. Da liegt z. B. ein Dörfchen, es zählt kaum ein Dutzend Häuser, hat aber nicht

weniger als vier Herren. Dabei mögen sich wohl die Leute nicht zum Besten befinden.

Am 17ten Mai. Von dem letzten Dorfe vor Colomna muß ich loben, daß vor jedem Hause ein Wagen mit einer vollen Wassertonne steht, um, bei Feuersgefahr, das Wasser gleich bei der Hand zu haben.

Colomna zeigt noch Ueberbleibsel seines alten Glanzes. — Jenseits der Occa betrete ich eine andere Statthalterschaft und finde eine andere Natur. Tannen und Birken verschwinden, und machen südlichern Erzeugnissen Platz Auch die Einwohner des Gouvernements Riäsan unterscheiden sich in Tracht, Wohnung und Gebräuchen von denen im Moscowischen. Die Weiber tragen über ihren Kleidern weisse, rothverbrämte Leibröcke, und auf den Köpfen eine Art von Bischoffsmützen, von welchen Glastroddeln herabhängen. Sie sehen Priesterinnen irgend einer alten Gottheit ähnlich. Ueberall treiben sie ein Spiel, das den italienischen Bocetti gleicht, nur bedienen

sie sich der Eyer statt der Kugeln. Das ganze Land ist wellenförmig und fruchtbar.

Am 18ten May. Jenseits Riásan scheinen die Weiber fliegende Drachen auf den Köpfen zu tragen; besser kann ich ihren Kopfputz nicht versinnlichen. Ich wollte meine Wirthin abzeichnen, als sie aber etwas davon merkte, kroch sie auf ihren Ofen und in dieß boudoir konnte ich ihr nicht folgen. Im Dorfe gieng es mir nicht besser. Alle Mädchen und Weiber liefen davon, sobald ich Mine machte, mich ihnen zu nähern.

Am 19ten. Riosk ist eine kleine Stadt, wo ich eine Versammlung von Edelleuten aus der Nachbarschaft fand. Es waren manche darunter, von denen man nicht sagen konnte, wie von Azor: il a l'air noble. Ihre treuherzige Aufnahme machte das vergessen.

Am 20sten. Einen Aufenthalt von mehren Stunden habe ich benutzt, um meine Reise-Bibliothek zu mustern. Da fand ich dann zu meinem großen Bedauern, daß ich die Schrift-

steller nicht bei mir habe, welche in diesen Gegenden mir die brauchbarsten gewesen wären, als da sind Deguignes, Herbelot, Petit, de la Croix, Abulgasi u. s. w. Zum Glück habe ich mir aus Allem einen Auszug, einen cyclographischen Atlas entworfen, auf den ich bisweilen mich berufen und deshalb ihn hier beschreiben werde. 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung hebt er an und führt, durch 37 historische Charten, bis auf unsere Zeiten. Jede Charte stellt den politischen Zustand der Welt am Ende jedes Jahrhunderts dar, am Rande sind die regierenden Fürsten bemerkt. Je zwischen zwei Charten ist eine Erzählung in chronologischer Ordnung eingeschaltet. So hat jeder Welttheil seinen Band von 37 Charten. Der von Asien allein ist die Frucht einer fünfjährigen, unermüdeten Arbeit. Dieß Werk erwarb mir die Achtung des Abbé Barthelemy, dessen Umgang meine Erhohlung war, und der mich jetzt nach Asien begleitet.

Am 21sten. Auf dem ganzen Wege von Koslow bis Tambow sah ich eine Menge

alter Verschanzungen, ohne Zweifel aus einer Zeit herrührend, wo die Nomaden noch bis hieher streiften. Werke von Erde dauern Ewigkeiten. Der Grund ist einfach. Wenn sie unter einem Winkel von 45 Graden aufgeworfen sind, so tragen sie den Keim der Zerstörung nicht mehr in sich. Bei Kaffa z. E. findet sich eine Verschanzung, die ganz sicher schon Herodot beschrieben hat, (?) sprechend: sie rühre von den scythischen Sklaven zu den Zeiten des medischen Königs Cyaxares her.

Die Einwohner des Tambowschen Gouvernements scheinen mir weniger lebhaft als die moscowischen Bauern. Wenn man sie und ihre Weiber zahlreich zu sehen wünscht, so muß man kurz vor Sonnenuntergang, wenn die Heerden eingetrieben werden, in der Herberge seyn. Ich versäume das nie. Es ist der angenehmste und lebhafteste Augenblick im Dorfe.

Am 22sten. Heute sah ich die erste Mogila oder Erdhügel. Es sind die einzigen noch übrigen Denkmäler von so vielen Völ-

kern, welche einst hier wohnten, oder die Gegend durchzogen. — Weiterhin fand ich in der Steppe unzählige kleine Erdhaufen, etwa 2 Fuß hoch, 3 Fuß im Durchmesser, und wußte anfangs nicht, wem ich die Ehre ihrer Erbauung zuschreiben sollte, bis ich, auf vielen derselben, ein gelbes Thierlein mit einer schwarzen Schnauze erblickte, welches auf den Hinterbeinen stehend, sich in die Höhe reckte und aus allen Kräften pfiff. Meine Leute behaupteten einstimmig, es wären Affen, und allerdings benahmen sie sich wie Affen; aber ich merkte nun wohl, es sey der Baiback, oder das große Steppen-Murmelthier. Um die einzeln stehende Post von Panowa herum scheinen diese Thierchen ihre Hauptstadt erbaut zu haben, denn weiterhin sah ich kein einziges mehr.

Nowo Chorneskaja, eine Festung, ist ist die lezte russische Stadt und die Pforte in das Land der donischen Kosacken. Am 23ten. Geschrieben auf einer Poststation. Das heißt mit andern Worten; geschrieben unter freiem

Himmel, neben einem Feuer, an welchem die Kosacken ihre Fische kochen. Denn was sie Poststation zu nennen belieben, ist absichtlich von ihnen mitten in der Steppe, abwärts von der Strasse, angelegt; ihre Dörfer sieht man nur von weitem. Sie wenden vor, das geschehe blos um ihre Pferde gleich bei der Hand zu haben, di in den Steppen dicht um sie herum weiden könnten; im Grunde fürchten sie sich wohl vor den russischen Courieren und Reisenden, die, wenn sie in die Dörfer kommen, aus einem hohen Tone zu sprechen pflegen.

Am 24ten. Bey der Ueberfahrt über einige Flüsse kam ich durch zwey Kosackendörfer. Es war Sonntag, die Einwohner spazierten sämmtlich ausser den Dörfern herum, die Männer gut gekleidet, singend und schon ein wenig benebelt, die Weiber sehr gepuzt. Ihre Tracht ist ganz morgenländisch, ihr größter Staat sind die Hemdermel, bey Wohlhabenden von Seide, bey Aermeren von Leinwand, mit grossen rothen Blumen bemahlt. Auf dem Turban er-

heben sich zwey Hörner von seltsamen Geschmacke. — Ich übernachtete hier, und ziemlich ruhig, denn um die lästigen Mücken zu vertreiben, brachten die Kosacken einen großen Kessel voll glühender Kohlen herein, warfen ein Kraut darauf, das einen dichten Rauch und gewürzhaften Geruch verbreitete, ließen es eine Zeitlang brennen, verstopften dann alle Löcher, die sie Fenster nannten, und befreiten mich so, wenigstens für einen Augenblick, von diesen beschwerlichen Gästen. Solche Räucherungen veranstalten die Kosacken an jedem Abend, auch im Freyen, und selbst ihre Pferde, mit der Würkung wohl bekannt, stellen sich im Kreise um das Feuer, als ob sie sich wärmen wollten. — Ich darf das Schauspiel eines Wettkampfs nicht vergessen, welches junge Kosacken vor mir aufführten. Die kunstreichste Wendung dieses Spieles besteht darin, daß man den Gegner am Gürtel faßt, sich dann mit aller Kraft zurück auf den Boden wirft, und Jenen dadurch über den Kopf weg-

schleudert, daß man meinen sollte, er breche Arme und Beine. Aber ein Kosack ist nicht so zart. Ich sah sie, mir nichts dir nichts wieder aufstehen, als ob sie blos einen sogenannten Burzelbaum gemacht hätten. Dieses Spiel wird noch sehr merkwürdig dadurch, daß vielleicht die Kosacken ihren Ursprung ihm verdanken. Als nemlich Wladimer Cherson erobert hatte, gieng sein Sohn Mstislaw über den Bosphorus auf die Insel Taman, damals der Hauptort des Königreichs Tmutarakan. Ein Fürst der Schassen und der Kasogen machte die Eroberung ihm streitig. Man kam überein durch einen Zweikampf ohne Waffen die Sache zu entscheiden. (Eine trefliche Auskunft, deren man sich im Alterthume öfter bediente, die aber leider ganz ausser Gebrauch gekommen, obgleich man denken sollte, jeder Fürst werde lieber das Blut Eines Unterthans wagen, als das Blut von hundert tausenden, denn ein Wagestück ist doch jede Schlacht so gut, wie jeder Kampf.)

Mstislaw trug den Sieg davon. Nun meine ich, die Schassen seien die Assen der Reisenden des XIII. Jahrhunderts; (Man sehe Ramusio) ferner meine ich, Nestors Kassogen, welche Nation sie auch seyn mogten, bewohnten des Kassaschia des Constantin Porphyrogeneta. Aber die besiegten Kassogen, ohnehin halbe Nomaden, mußten Kassaschia räumen, die Sclaven des Mstislaw traten an ihre Stelle und nannten sich Kasacken; denn so, nicht Kosacken, sprechen sie das Wort noch jezt aus.

Am 25ten fuhr ich wieder durch ein Kosackendorf. Die Festtage währten noch, alles prunkte in Sonntagskleidern. Die jungen Mädchen spazierten truppweise herum, hielten sich an den Händen und sangen. Die Männer sassen in Gruppen und gaben sich ernhafte Minen. Niemals grüßten sie mich zuerst, aber wenn ich es that, so standen sie alle zugleich auf und verbeugten sich. — Die Ueberfahrt über die Medweditze hat etwas Wildes. Für

Reisende giebt es Fähren, die Kosacken rudern in Böten hinüber und lassen ihre Pferde durchschwimmen. — Weiterhin wimmelte die Steppe von Susliks (Mäusen) den gefährlichsten Feinden des Erndtesegens in jenen Gegenden.

Am 26ten beobachtete ich die Kosacken an einem Werketage, ich sah aber Niemanden bey der Arbeit. Das edle Nichtsthun schien sehr bey ihnen in Gunst zu stehen. Die Frömmigkeit kann man ihnen nicht absprechen, wenigstens nach den vielen schönen Kirchen zu schliessen, die ich überall antraf. — Ich folgte jezt von Ferne dem Laufe des Dons dieses Königs aller scythischen Flüsse, jenes in den griechischen Dichtern so berühmten Tanais, über den ich so oft, mit Strabo, Herodot und Ptolomäus, hin und her gefahren bin. Endlich verließ ich die Ufer des Dons, um jene Erdzunge zu betreten, welche diesen Fluß von der Wolga scheidet. Von jezt an führte der Weg, 30 Werste lang, merklich aufwärts, woraus man schliessen kann, daß der alte Entwurf,

einen Kanal hier anzulegen, Schwürigkeiten finden mögte. Es ist unbeschreiblich, wie sehr diese weite, durch ihre hohe Lage der Wuth der Stürme ausgesezte, Ebene den Stempel der Verwüstung trägt. Selten zeigt sich auf dem trocknen Sande ein gelber Grashalm, dessen schmuzige Farbe von dem schönen Grün in den Hohlwegen längs der alten Kosacken-Linie, widerlich absticht. Auch trift man keine Spur von Anbau, nicht einmal in der Gegend der Kutars, welches eine Art von Schweitzer Sennhütten sind.

Unfern Zarizin sah ich in der Ferne die Steppenziege, deren Oberlippe so lang ist, daß sie nur rückwärts schreitend grasen kann. — Plözlich eröffnete sich mir auf einer Anhöhe die weite Aussicht auf die Ueberschwemmungen der Wolga, ein ausserordentliches Schauspiel, zu erhaben für jede Feder. Ich habe den Austritt des Nils gesehen, allein der größte Theil seiner Gewässer wird von Canälen so verschlungen, daß man sogar der

Maschinen bedarf, um die mehrsten Reis-felder zu bewässern. Hier liegt ein weiter Archipel vor meinen Blicken; er hängt durch Wälder zusammen, die aus dem Schoose der Gewässer hervorragen. Fische spielen um die Bäume, wie in der Sündfluth, welche Ovid beschreibt.

Die kleine Stadt Zaritzin wurde vor drey Jahren fast ganz ein Raub der Flammen, ist aber herrlicher aus ihren Trümmern wieder hervorgegangen.

Am 27ten. Ich fuhr über den Fluß Zaritza, und stand nun auf asiatischem Boden; wenigstens machen die besten Erdbeschreiber diesen kleinen Strom zur Grenze beider Welttheile. Die Kalmucken schienen diese Meynung unterstützen zu wollen, denn sie hatten am jenseitigen Ufer ihre Zelte aufgeschlagen und diese mit ihren asiatischen Figuren besezt. Sie sehen aus, wie gemahlte Chineser, ihre Mützen gleichen Schwämmen. Von ihren Scheiteln hängen lange Haarzöpfe, bei den Män-

nern, nur einer hinten, bei den Weibern zwei auf die Brust herab.

Nur drei Stunden brauchte ich, um von hier nach Sarepta zu kommen eine Pflanzstadt, wo die friedlichen Herrenhuter ihren frommen Kunstfleiß mitten unter jenen Wilden fortpflanzen, und zugleich einer der bequemsten Orte, um die Sitten und Geschichte der Kalmucken kennen zu lernen. Alle Brüder verstehen ihre Sprache, mehrere schreiben sie sogar, denn sie folgen bisweilen Jahre lang den Horden; ja es macht Manchen Vergnügen, die Kalmuckischen Bücher umzuschreiben. Diese Bücher enthalten weder die Sprache noch die Schriftzüge von Tibet, sondern die gebräuchliche Mundart, und sind mit mungolischer Schrift geschrieben, welche in Europa fast unbekannt, sogar der Propagenda geblieben ist. Eine Probe derselben findet sich in Thevenots Sammlungen (nicht dessen Reisen); ein sehr rahr gewordenes Buch, besonders der dritte Theil.

Die Kalmuckischen Horden nähern sich ge-

wöhnlich erst im Spätjahre der Wolga, wenn die Wasserpfützen der Steppen vertrocknet sind. Diejenigen, die jetzt um Sarepta ihre Zelte aufgeschlagen hatten, besaßen nicht Vieh genug zu ihrem Unterhalte, und faßten daher den schwersten Entschluß, den ein Kalmuck jemals fassen kann, nemlich den zu arbeiten. Die Handarbeit ist hier sehr theuer, wie in allen wenig bewohnten Ländern, sie könnten folglich mit Leichtigkeit wohlhabend werden; das ist aber nicht leicht für sie, die nur die bitterste Noth zur Arbeit spornen kann. Ich sah ihrer viele den ganzen Tag in der Stadt herumspazieren, oder auch wohl in der Sonne liegen. Andere trieben sich im Waaren-Magazine herum, als ob sie Alles kaufen wollten und könnten.

Mein Hund machte einen gewaltigen Eindruck auf sie, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß sie Ideen von Seelenwanderung an dieses Thier knüpfen und es darum für eine große Ehre halten, nach ihrem Tode von

Hunden gefressen zu werden. Sie haben dann auch dafür gesorgt, daß diese Ehre ihnen beständig wiederfährt; denn Troz ihrer Ehrfurcht für die Hunde lassen sie sie brav hungern, weil sie mit ihren Milchspeisen geizen. Nicht einmal die gestorbenen Thiere werfen sie ihnen vor, sondern verzehren sie lieber selber, folglich müssen die armen Hunde wohl Kalmucken-Leichname fressen, und wenn es deren keine giebt, so nähren sie sich kümmerlich von der Jagd der Susliks. Ein Einwohner von Sarepta, der mehrere Jahre mit einer Horde herumgezogen war, beschrieb mir das gräßliche Schauspiel, wenn die Hunde wüthend über einen Leichnam herfallen, ihn zerfleischen und sich um die Stücke beissen.

An der Stelle, wo Strabo von den nomadischen Scythen redet, die sich bei den Sogdiern und Bactriern erhalten haben, sagt er: „In der Hauptstadt der Bactrier hält man „Hunde unter einem ganz besondern Nahmen, „der in unserer Sprache so viel als Todten-

„gräber bedeutet. Diese Hunde müssen alle „diejenigen fressen, die des Alters Schwäche „oder Krankheit befallen hat. Daher sieht „man um diese Hauptstadt keine Gräber, wohl „aber zwischen den Mauern eine ungeheuere „Menge von Knochen. Man sagt, Alexander „habe diese Gewohnheit abgeschaft.“

Cicero erzählt dasselbe von den Hirkaniern. „Dort, sagt er, hält das Volk öffentliche „Hunde, die Vornehmern haben Haushunde „— um von ihnen zerfleischt zu werden, und „das gilt ihnen für das herrlichste Begräbniß. (Quaest. Tusc. I. 35.)

Am 28ten May. Heute sah ich den Abzug einer Karawane von russischen und tatarischen Kaufleuten, die sich in die Horde begeben, um den Kalmucken Brodt, Branntwein und Möbeln zu bringen. Diese Möbeln bestehn aus niedrigen, schmalen Bänken, hölzernen mit Oelfarbe angestrichenen Kasten und Thüren, die so eingerichtet sind, daß man den Zelten sie anpassen kann.

Dann folgte eine Karawane von mehr als 30 tatarischen Wagen, welche Armenier aus Astrachan nach Sarepta geführt hatte, und ich hörte hier zum Erstenmale das schreckliche Knarren der Räder ihrer sogenannten Arabus, wovon einst ein ganzer Stamm den Beinahmen die Lärmenden erhielt, selbst bey den Griechen. Noch jezt rühmen sich die Tataren des Geräusches, welches ihre Wagen verursachen, und sprechen: „nur Feige schmieren ihre Räder, brave Leute fürchten sich nicht, in den Steppen von einem Ende bis zum andern gehört zu werden.“

Ich schreibe dieß in einer Barke, die auf dem Rücken der Wolga schwimmt und mit mir nach Astrachan schwimmen wird. Mein Schiffspatron war sehr bereitwillig den Handel abzuschliessen, den man spricht viel von Flußräubern, und vier wohlbewaffnete Reisende waren ihm folglich sehr willkommen. Wir liegen am Fuße einer kleinen Kalmucken Ulusse vor Anker, ich darf mich also rühmen, daß ich eine Nacht

bey ihnen zugebracht habe. Sie laufen hin und her, balgen sich, machen eine tolle Musik auf allerley Instrumenten, sind mit einem Worte sehr muthwillig, fast wie junge Hunde. Ihre Lebhaftigkeit sticht sehr ab gegen die tatarische Unempfindlichkeit.

Am 29ten May. Mit Tagesanbruch waren wir segelfertig, allein der Herr Patron blieb auf dem Lande zurück, versprechend, er werde in einer Schaluppe folgen. — Er hielt nicht Wort. Seine Abwesenheit machte die Bootsleute unachtsam und verursachte uns in der Folge allerley Unannehmlichkeiten. — Während einer ärgerlichen Windstille sahen wir eine Menge Pelikane, deren einige sehr nahe kamen. Von den Schwänen kann man sie nur durch ihren gewaltig großen Schnabel unterscheiden. — Um 2 Uhr trieb uns ein starker Strom gegen eine überschwemmte, mit Bäumen bedekte Insel. Alle Anstrengung, die Barke los zu machen, war eine Zeitlang vergebens, und wir hielten unsern Schiffbruch

für gewiß. Glücklicherweise berührten wir die grössern Bäume nicht, die Kleinern bogen wir oder zerbrachen sie, indem wir über sie hinfuhren und so entgiengen wir endlich der Gefahr, mit Verlust unserer Schaluppe, die zwischen den Aesten einer Weide sitzen blieb.

Bald nachher kamen wir an ein Dorf, wo ich die Ufer mit Figuren besezt erblickte, deren Tracht mir ganz neu war. Ich erfuhr, es sey eine neue Kolonie von Tataren, Tschuwaschen und Mordwinen, die man hier verschmolzen hatte. Meine Bootsleute giengen ans Land, um eine Schaluppe zu miethen, welche die ihrige nachhohlen sollte. Ich benuzte die Gelegenheit, Völker zu sehen, die ich nur dem Nahmen nach kannte. Die meisten Einwohner waren Tataren sehr nachlässig gekleidet, die Weiber hingegen gepuzt, und weiß und roth geschminket. Die leinenen Kleider der Tschuwaschen sind reichlich mit farbigen Stickereien verbrämt, die besonders Kreuze von allen Formen darstellen, so daß man gewiß die Or-

denskreuze aller christlichen Orden darunter finden wird. Die Weiber der Mordwinen, besonders die Mädchen, kleiden sich wild und bisarr. In den Ohren tragen sie grosse Büschel von Wolle, in die Haare flechten sie Glöckchen, um den Hals binden sie grosse kupferne Schellen. Sie selber scheinen eben so wild zu seyn als ihre Tracht. Kamen wir ihnen nur ein wenig zu nahe, so liefen sie gleich in ihre Häuser. — Zu dieser seltsamen Mischung von Nationen gesellten sich auch noch russische Fischer und Kalmucken, die sich als Viehhirten vermiethen.

Nachdem ich in der Kolonie herum gegangen war, trank ich Thee bey einem Russen, dem Director derselben. Wir sprachen von den Räubern auf der Wolga, und er schilderte mir die Gefahr als sehr bedeutend. Es sind keine Bootsleute oder feige Kerle, sagte er, die nur so gelegentlich etwas erwerben und dann heimkehren wollen; es sind wohlbewaffnete Ausreisser, ihr Anführer ein aus Sibi-

rien entsprungener Verbrecher, von dessen schon begangnen Thaten die aufgerissenen Nasenlöcher und die gebrandmarkte Stirn zeugen. Der Vogt (Upramitel) fügte hinzu: diese verwegene Freibeuter griffen nicht blos die größten Barken an, sondern beunruhigten auch schon die Küsten, wo sie landeten um zu plündern.

Indessen kamen meine Leute mit der Schaluppe zurück und wir sezten unsere Reise fort. In der Barke erzählte ich ihnen, was ich vernommen. Sie wurden ängstlich. Wir musterten unsere Vertheidigungsmittel. Die ihrigen bestanden aus einer Batterie von zwey Kanonen, deren Eine nicht länger als eine Spanne, die andere um ein paar Zoll länger war. Zum Glück waren meine Musketen mehr werth, als ihr grobes Geschütz Ich besaß einen englischen Sturmak mit zwey Läufen und noch sieben andere Feuerschlünde, sämmtlich in gutem Stande. Ich ließ sie in eine Art von Wachthaus stellen, wie alle grosse Barken auf der Wolga es haben, theils um den Compaß darin zu ver-

wahren, hauptsächlich aber, weil es erhöht ist, und weil der Steuermann die sehr hohe Stange des Steuerruders nicht würde führen können, wenn er nicht einige Fuß höher stünde als das Verdeck.

Während wir mit diesen Kriegsrüstungen beschäftigt waren, traf uns ein neuer Unfall. Wir blieben nemlich auf einer Untiefe sitzen. Vergebens strengten die Matrosen alle ihre Kräfte an, um die Barke wieder flott zu machen. Die Nacht wurde dunkel und stürmisch; sie ermüdeten und legten sich so ruhig schlafen, als Cäsar einst unter den cilicischen Seeräubern. Am andern Morgen (den 30sten) wurde die Schwere der Ladung hie und da anders vertheilt, und nun gelang unsere Befreiung. Kaum waren wir aber flott geworden, als wir mit grosser Bestürzung eine Schaluppe voller Menschen erblickten, die allerley verdächtige Bewegungen machte. Wir griffen zu den Waffen, wir feuerten einigemal, um zu zeigen, daß wir mit Vertheidigungsmitteln wohl ver-

sehen, und auch vorbereitet wären. Endlich kamen wir an eine Krümmung des Flusses, wo die Gewalt des Stroms uns grade auf die Schaluppe zuführte. Wir kamen ihr so nahe, daß wir die Leute zählen konnten, es mogten ihrer zehn seyn. Schon zweifelten wir nicht mehr, daß es zur Schlacht kommen würde; aber zu unserer grossen Freude kehrten sie plözlich um, und verlohren sich in den ausgetretnen Wassern. In unserm Nachtquartier bestätigte man mir alles, was ich von diesen Flibustiers der Wolga schon gehört hatte, mit dem Zusatze, man habe bereits zwey Truppen-Commando's gegen sie ausgesandt.

Am 1ten Juny erfuhren wir aus sicherer Hand, daß wir die Räuber würklich gesehen hatten. Eine Barke, die uns folgte, war von ihnen geplündert und die Mannschaft sehr mißhandelt worden. Uns hatten sie nicht angegriffen, weil sie, nach ihrer Aussage, zwei Wagen auf dem Verdeck und Bewaffnete daneben gesehen. Unser Schiffspatron, der endlich heute nachkam-

hatte sie gleichfalls auf einer Insel erblickt, wo sie kochten, und sich nicht die Mühe gaben, ihm nachzusetzen, vermuthlich weil sein Fischerboot schlechte Beute versprach.

Den zweyten Juny fuhren wir ziemlich spät aus, weil unsere Matrosen betrunken waren. Wir steuerten zwischen Inseln auf überschwemmten Ebenen herum. Die Schaluppe machte eine Spazierfahrt, und brachte einen Gefangnen der Wolga, einen Hasen mit zurück. Wir sahen auch Pelikane und Wasser-Raben, die sich aber entfernt hielten. Eine Wasserschlange legte sich auf unser Steuer-Ruder, und mehrere Andere schwammen um die Barke. Fischer-Hütten, an welchen wir gegen Abend vorüberfuhren, und aus welchen ich Mundvorrath zu erhalten hoffte, standen gänzlich unter Wasser und waren leer.

In der Nacht kamen wir nach Wiellansky Gorodok, einer Art von militärischer Pflanzstadt der Kosacken von Astrachan. Wir wollten landen, aber der Strom war zu reis-

send und unsere Mannschaft zu ungeschickt, wir mußten wider unsern Willen weiter fahren. Am 3ten des Morgens versuchten wir dasselbe bei einem andern Städtchen, waren aber weder glücklicher noch geschickter als gestern. Die Matrosen fluchten, das half nichts.

Gegen Abend begegnete uns eine Barke von Astrachan, die wegen der Räuber bei uns Erkundigung einzog. Dann giengen wir endlich bei Tenolowa ans Land, aber nicht ohne Fischernetze zu beschädigen, wobei es zu einem lebhaften Umtausch von Schimpfworten kam. — Am 4ten sah ich zum erstenmale in meinem Leben das Kameel mit zwei Höckern, und fand, daß die Abbildungen, die wir in Europa davon haben, schlecht sind. Die meisten sind von den Büffonschen copirt, die auch nicht viel taugen. Die Höcker sind sehr spitzig und der hintere scheint ein ganz fremdartiger Körper zu seyn, der bald auf eine bald auf die andere Seite hängt. Ich trat bei dieser Gelegenheit auf einige Minuten in eine Kalmuckische Niederlas-

sung und ergötzte mich an ihrer Kindlichkeit die in der That einnehmend ist.

Um Tenolowa herum zeigt die Steppe eine blauliche, oder vielmehr Meergrüne Farbe, die von einer gewürzhaften Pflanze herrührt, welche den Dunstkreis mit Wohlgerüchen schwängert. Es soll eine Art von Wermuth seyn. Springhasen giebt es hier genug und ihre Löcher sind unzählig. Gern hätte ich einen gefangen, um zu sehen, ob er dem afrikanischen gleiche, aber sie lassen sich nur im Frühjahr leicht erhaschen.

Am 5ten hatte ich das Vergnügen mit dem Grafen Valerian Subow, der aus dem Persischen Kriege zurückkam, einige Stunden zuzubringen. Ich hörte ihm gern zu, aber mein Herz blutete, denn ich sah mich gezwungen, vielen Begriffen zu entsagen, die mir lieb geworden waren. Ich verfolgte so gut ich konnte, die Märsche der russischen Armee, auf einer Charte von dem morgenländischen Theile des Kaukasus, die, während dieses Feldzugs, mit

großer Sorgfalt aufgenommen worden. Nachdem die russische Armee über den Koasar gegangen war, zog sie in die Staaten des Shemkal, dessen Hauptstadt Tarku ist. Dieser Shemkal ist ein, Rußland unterworfner, Fürst, folglich fand Graf Subow keine Schwürigkeiten weiter vorzurücken. Die Einnahme von Derbent war die Folge. Derbent liegt fast mitten in den Staaten eines kleines geistlichen Fürsten, der sich Cadi von Tabúscheran nennt. Der Graf sezte seinen Marsch fort, und schlug endlich sein Hauptquartier an der Gränze der Wüste von Mugan auf. Auf diesem ganzen Marsche hatten die Russen eigentlich nur die Lesgier zu bekriegen, die einen ganz unzugänglichen Bergrücken bewohnen. Hinter diesem haust ein Fürst, Awar-Chan. Der Nahme Awar, eines alten hunnischen Volkes, ist wahrscheinlich der Grund, warum in dem zu Petersburg erschienenen Wörterbuche die Sprache dieser Awaren, gleich nach der ungari-

schen gesezt worden. Ich fand aber keine Aehnlichkeit zwischen beiden.

Nicht nur mit den Völkern des Kaukasus, sondern auch mit andern, viel weiter entfernten, blieb der Graf Subow in freundschaftlichen Verhältnissen, mit den Truchmenen, Bucharen und Afganen. Die Bucharen sind die Sogdier des Alterthums, gemischt mit Turkomannen, vormals unter dem Nahmen der Usbecken bekannt. Ihr Chan, der neulich einen Gesandten und einen Elephanten nach Petersburg geschickt hat, soll seine Staaten sehr gerundet haben. Er hat ein kleines Korps europäischer Soldaten, welches besonders aus Russen besteht, die von den Kirgisen sehr theuer an ihn verkauft worden sind.

Die Afganen sind jene kriegerischen Völker, welche an den persischen Gränzen gegen Indien zu wohnen, und mehr als einmal jenes Land erobert haben. Die englische Academie in Bengalen hat verschiedene, aber nicht genügende Schriften über ihren Ursprung herausgegeben.

Graf Subow sagte mir, die Völker des Kaukasus behaupteten, von diesen Afganen abzustammen.

Endlich erfuhr ich auch, zu meiner großen Freude, daß es würklich eine Gegend, Nahmens Talischa, gebe, die von einem besondern Chan beherrscht werde, und wo man eine Sprache rede, welche die Perser nicht verstehen. Von der Existenz dieses kleinen Berglandes erfuhr ich zuerst etwas durch ein deutsches Buch: Der allerneueste Staat von Casan, Astrachan, Georgien. Nürnberg 1724. Da steht folgendes: „In Ghilan giebt „es zweierlei Einwohner, die Ghilanier „und die Talier, jene in Ebenen, diese auf „Bergen wohnend. Jene reden eine Sprache, „die blos eine Mundart der Persischen ist, „diese hingegen eine ganz verschiedene, so daß „beide Völker sich nur wenig verstehen. „Spasch heißt in Talischa ein Hund, Persisch „und Ghilanisch Sek." — Nun erinnere man sich des einzigen medischen Wortes,

welches Herodot uns aufbehalten: Spaze, Hündin, welches doch wohl die größte Aehnlichkeit mit Spasch, Hund, hat? Die Talier wären also ein Ueberrest der alten Meder? — Doch halt! schnell eingelenkt! sonst verliere ich mich auf den Steppen der Etymologie, und werde ausgelacht, wie so manche Andere. — Gmelin war sehr nahe bei Talischa, wo nicht gar würklich dort. Aber Gmelin war Naturforscher, die Geschichte der Völker hatte nur ein Neben-Interesse für ihn. Dasselbe gilt von Güldenstädt und andern reisenden Akademikern, so, daß man wohl sagen darf, Rußland sey, in Ansehung historischer Untersuchungen, noch sehr arm.

Am 6ten Juny kam Befehl aus Astrachan, einen Streifzug gegen die Flußräuber zu veranstalten, die sich auf der Achtuba gezeigt hatten. Die, welchen wir aufstiessen, waren also nur ein Theil der Bande.

Wir sezten unsere Reise bey stürmischem Wetter fort, kamen wenig vorwärts, mußten

in der Nacht an einer Insel ankern und wurder geschaukelt, wie auf offnem Meere. Am 7ten war das Wetter noch schlechter. Aus langer Weile studierte ich in dem vergleichenden Wörterbuche von 4 Bänden. Da fand ich ungefähr 200 sogenannte fusdalische Worte, deren eine Hälfte rein russisch, die andere aber von keiner slavischen Mundart abstammt. Einige dieser leztern scheinen ganz griechischen Ursprungs zu seyn, manche unbezweifelt, z. B. Chiria, die Hand, Galimo, die Milch, Gir ein Greis u. s. w. Mites die Nase, wie im Neugriechischen.

Abends warfen wir die Anker bey Tschernoi Gorod. Ich wohnte bei einem wohlhabenden Fischer. Von seinem Hause aus konnte ich ganz deutlich jenseits der Achtuba die Ruinen von Seliternoi Gorod (Salpeterstadt) erkennen. Man nennt sie so von einer dort angelegten Salpetersiederei; den eigentlichen Nahmen dieser alten Stadt weiß man nicht

mehr, so wenig als die Nahmen vieler andern, deren Trümmer in der Steppe zerstreut liegen.

Den 8ten fuhren wir an einer Insel vorbei, auf welcher eine große Seltenheit uns in die Augen fiel, nemlich ein schönes Haus, welches von einem Kalmuckischen Fürsten unlängst erbaut worden. Er heißt Thumen und ist der erste Kalmuck, der einen Widerwillen gegen die nomadische Lebensart gefaßt hat. Indessen bringt er doch einen Theil des Sommers noch unter Zelten zu, ist auch der Religion des Lama treu geblieben.

Während eines Sturmes, der uns an das Ufer zu schleudern drohte und mitten im Flusse Anker zu werfen nöthigte, hohlten die Bootsleute Wasser von einer benachbarten Insel, und ich benutzte die Musse, um meine Bemerkungen über Herodot niederzuschreiben; denn Herodot macht die Reise nach Scythien wieder mit mir, nachdem er sie vor 2200 Jahren in Person gemacht hat. Seitdem haben hundert verschiedene Völker hier gehaust, die Trümmer

ihrer Städte bedecken die Wüste, ihre Nahmen sind verschwunden. Tausende von mächtigen Fürsten und berühmten Kriegern haben auf diesen Steppen ihre Gräber aufgeworfen. Wer kennt sie? wer weiß noch von ihnen? Nur Herodot, der Geschichtschreiber, ist noch vorhanden! von der blutigen Bahn der Schwerdter ist keine Spur mehr übrig, was seine Feder aufzeichnete, ist geblieben. Mich dünket, ein guter Schriftsteller dürfe schon ein wenig stolz seyn, wenn gleich der glückliche Feldherr jetzt auf ihn herabsieht. Es kommt eine Zeit, wo dieser gleichsam nur noch von der Gnade des Schriftstellers lebt.

Am 9ten verlohren sich unsere Blicke in den Ueberschwemmungen eines Arms der Wolga. Dörfer schienen im Wasser zu schwimmen, Heerden blökten nach Fähren, um in höhere Gegenden zu kommen, die zu Inseln geworden waren. Mich vergnügte die Lebhaftigkeit der Umgebungen, eine Reihe Kalmuckischer Niederlassungen am rechten Ufer, der Strom mit Fischerbarken

bedeckt. Der widrige Wind trieb uns bisweilen an Inseln, wo Millionen Krähen genistet hatten, deren abscheuliches Gekrächz mich ganz betäubte. Einige kamen ganz vertraulich auf unsere Barken und stahlen was sie konnten. Ich hatte große Lust, den lieben Gott ein wenig zu verklagen, daß er so viele Krähen auf die Welt gesetzt, aber die Klage verwandelte sich in Bewunderung der Vorsehung, als ein Einwohner von Astrachan mir sagte, die verfaulten Fische würden mehrere Striche an der Wolga unbewohnber machen, wenn die Krähen sie nicht auffräßen.

Nachmittags erblickten wir endlich die Thürme von Astrachan, und landeten daselbst nach einigen Stunden. Die erste Gestalt, die mir beim Aussteigen entgegen trat, war die eines Indiers, der eine goldne Blume auf der Stirn trug, und nun zweifelte ich nicht mehr, daß ich in Asien sey. Im Hafen hörten wir die Nachricht, man habe neun Fluß-Räuber gefangen.

(An dieser Stelle hat der Herr Graf Potozki sehr scharfsinnige gelehrte Untersuchungen über das Land zwischen dem obern Don und der obern Wolga eingeschaltet, wobei Herodot sein Führer gewesen, die aber nur für einen sehr kleinen Theil der Leser Interesse haben mögten. Doch hebe ich die Stelle aus, wo Herodot von den Gelonen erzählt, daß sie das Land bauen, vom Getraide leben und Gärten pflanzen; bei welcher Stelle der Herr Graf folgende Anmerkung macht:) Ich weiß aus dem Munde des Herrn Grafen Nicolai Romanzow, daß in einer russischen Stadt — ob Rostow oder Wladimer, ist mir entfallen — ein Gärtner-Stamm lebte, der dieses Gewerbe vom Vater auf den Sohn fortpflanzt, und überhaupt dem Lande, welches er bewohnt, fremd zu seyn scheint. Man kann hierüber noch ein, vor einigen Jahren in Petersburg gedrucktes, merkwürdiges Buch nachlesen. Der Verfasser, ein englischer Arzt, zeigt darin mehrere sonderbare Aehnlichkeiten zwischen den Sitten der Russen

und des alten Griechenlandes, welche die Zerstreuung der Gelonen bewürket haben kann, die, nach Zerstörung ihrer Stadt durch den Darius, erfolgt seyn muß.

Aufenthalt in Astrachan. Am 15ten Juni. Die erste Horde, auf welche man östlich von der Wolga stößt, sind nogayische Tataren, denen von Astrachan sehr ähnlich. Jenseits des Urals oder Zaiks findet man drei Kirgisenhorden, die, wie man behauptet, 150000 Reiter stellen können; ein Beweis, daß die Werkstatt der Völker noch nicht ganz so erschöpft ist, als man in Europa zu glauben pflegt. Nach den Turkomannen sind die Kirgisen die schlimmsten Nachbarn, die man in Asien nur immer haben kann. Zwar bekennt sich die Nation Rußland unterworfen, aber einzelne Kirgisische Abentheurer führen oft Krieg auf ihre eigene Hand. Mit zwei Pferden, die sie am Stricke nach sich schleppen, sezzen sie über die Wolga oder den Zaik, und wehe dem Russen, den sie erhaschen! sie führen

ihn nach Chiwa, wo sie ihn verkaufen. Freilich übt man sogleich das Recht der Vergeltung, und so befinden sich in diesem Augenblicke 30 gefangene Kirgisen in Astrachan. Ich habe sie gesehen mit ihren eingedrückten Gesichtern, sie halten das Mittel zwischen Tataren und Kalmucken, sind aber größer und stärker gebaut als die letztern. — Die Karakalpacken oder Schwarzmützen sind nur noch ein schwacher Stamm, der an den Ufern des Sees Aral gelagert ist, und von Tagearbeiten in der Stadt Chiwa lebt.

Die Tataren von Chiwa sind kein Nomadenvolk, sondern haben Dörfer und eine Hauptstadt. Ihre hölzernen, gut gebauten Häuser sind inwendig übertüncht und mit Mahlereien überladen. Der Chan von Chiwa ist immer ein Gefangener in seinem Schlosse und leiht nur seinen Nahmen der höchsten Gewalt. Ist man unzufrieden mit ihm, so schickt man ihn nach Buchara und läßt einen andern hohlen.

Den Streifzügen der Kirgisen verdanket fast jedes Haus in Chiwa einen oder zwei russische Sklaven. Werden sie Mahomedaner, so setzt man sie sogleich in Freiheit. Es heißt, daß viele diese Parthei ergreifen, sich verheirathen, und so die Volksmenge und Betriebsamkeit vermehren. Ich habe diese Nachrichten von einem Russen, der länger als 20 Jahre Sklave in Chiwa gewesen war. Kaufleute von dort sieht man hier beständig. Sie kommen so dreist nach Rußland, als ob sie nie, durch den Ankauf russischer Sklaven und die Begünstigung der Kirgisen, das Völkerrecht verletzten. Ich habe ihrer viele gesehen, aber sie sind grob und trokken, man erfährt wenig von ihnen.

Buchara giebt in ganz Turkostan den Ton an. Der Chan der Bucharei, der auch zuweilen in Samarkan residirt, ist ein mächtiger Fürst und so klug, daß er seine Macht auf etwas Theocratie stützt, indem er immer im Namen des Koran redet. Die Bucharen, die Sogdier des Alterthums, führen noch jetzt,

wie damals, den Handel von ganz Hochasien. Sie hohlen die indischen Waaren zu Multan, die chinesischen zu Kosgar, die russischen zu Orenburg. Ihr alter Nahmen, Sogdier, hat große Aehnlichkeit mit Sogdager, welches im Persischen einen Kaufmann bedeutet, und ich mögte fast vermuthen, es habe nie ein Land Sogdiana existirt, sondern, als die Griechen nach dem Nahmen der Bucharen fragten, antwortete man ihnen vielleicht, sie wären Kaufleute, woraus denn die Griechen ihre Sogdier machten. Ich finde freilich auf den Charten einen Fluß Sogd, was sind aber unsere Charten vom innern Asien?

Die Truchmanen oder Turkomannen an den Ufern des kaspischen Meeres sind bloße Nomaden wie die Kirgisen; Rauben ist ihr Hauptgewerbe; doch treiben sie auch etwas Handel zu Mangischlag, wohin russische Fahrzeuge kommen, ihre Waaren abzuhohlen. Aber niemand wagt ans Land zu steigen, bevor nicht Geiseln gegeben worden, und selbst

diese Vorsicht ist nicht immer hinreichend. Es wäre also sehr gefährlich, die Bekanntschaft dieses Volkes in dessen eigenem Lande zu machen, aber es giebt auch Truchmanen, die Rußland unterwürfig sind.

Jenseits Chorassan liegt Candohar, wo die Afganen die herrschende Nation sind, unter ihrem Könige Zamam Schach. Sie haben seit kurzem wichtige Eroberungen gemacht, sind nicht nur im Besitz mehrerer persischen Provinzen, sondern auch, wie man sagt, Herrn des Königreichs Kaschemir, woher die, unsern europäischen Damen wohl bekannten und von ihnen sehr verehrten Shawls kommen. Wir haben hier einen afganischen Prinzen, den Sohn jenes Assad Chan, den der Zaar Heraklius gefangen hielt, und dessen Geschichte Gmelin erzählt. Ich habe ihn aber leider nicht kennen lernen. Vielleicht würde er mir auch wenige Nachrichten von seinem Lande haben mittheilen können, da er sein ganzes Leben in Persien zugebracht hat.

Die in Astrachan angesiedelten Indier sind meist aus der Provinz Multan, Unterthanen der Afganen. Sie haben Braminen, Büssende, Wasser aus dem Ganges, kurz Alles, was zu ihrer Religion gehört, bei sich. Ich wohnte ihren Abendgebeten bei, die an Wischnu gerichtet sind. Ihr Gottesdienst ist nicht ohne äusseres Gepränge, so viel Ort und Umstände erlauben. Man wird gewissermaßen religiös ergriffen von dem Einklang ihrer Kantilena mit den Tönen des Tamtam, und besonders von dem Ausdrucke des hohen Vertrauens in ihren Gesichtern, auf die Macht der kleinen Fratzengestalten, die auf ihren Altären stehn. Die Indier zu Astrachan essen Fleisch, aber kein Rindfleisch aus Achtung vor den Kühen. Sie kaufen oft Vögel, denen sie die Freiheit schenken, füttern die Hunde auf den Straßen und beweisen sich überhaupt sehr wohlthätig gegen Thiere. Nach beendigtem Tagewerke spazieren sie in einem Garten, den sie gemiethet haben, rauchen ihren Ballian, essen Reis, gerathen

über eine schöne Blume oder einen Grashalm in Entzücken, bewundern den Schöpfer in seinen kleinsten Werken, und kehren in ihre Karawanserais (Herbergen) mit heitern Gesichtern zurück. Besonders glücklich dünken sie sich, wenn sie im Besitz eines dunkelgrünen oder scharlachrothen Kleides sind, zwei Farben die sie sehr lieben. Sterben sie, so wird der Leichnam verbrannt und die Asche nach Indien geschickt. Vormals kehrten sie gern noch bei Lebzeiten dahin zurück, aber jetzt fangen sie an, den Werth der persönlichen Sicherheit zu fühlen, und ich kenne deren zwei, Nahmens Kainamal und Moandos, welche in Astrachan Häuser bauen wollen.

Am 8ten Juli. Ich erinnere mich, daß ich in dem Alter, wo der wißbegierige Geist alle Kenntnisse auf einmal erringen möchte, in jenem glücklichen Alter voll Kraft und Feuer, die Bücher, die man damals über die Naturgeschichte hatte, in einem einzigen Sommer verschlingen wollte. Bald darauf führte mich der

Zufall in das Institut von Bologna, wo ich mit Entzücken alle Gegenstände meines Studiums aufgestellt und geordnet fand. Dasselbe empfinde ich hier. Viele Jahre lang beschäftigte mich die Geschichte der Völker von Hochasien, aber nur in Büchern. Jetzt sehe ich sie vor mir, diese Völker, mit ihren eigenthümlichen Zügen, ihren Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten, ihren Sprachen und Ueberlieferungen. Ich brauche mir nun nicht mehr ein künstliches Gedächtniß zu erschaffen, um so viele schwach zusammenhängende Begriffe darin nieder zu legen. Alles, was ich darüber sammelte, stellt sich jetzt, bei der leichten Anschauung meinem Geiste dar, und prägt sich unvergeßlich ein. Freilich stoße ich auch auf neue Schwürigkeiten. Ich sehe platte Gesichter, sie scheinen mir Einem Volke anzugehören, aber sie reden verschiedene Sprachen. Ich sehe im Gegentheil sehr verschiedene Gesichter, die einerlei Sprache reden, und Alle behaupten, die ächten Tataren Gengis Chans zu seyn. (Hier

verliert der Herr Graf sich abermals in eine gelehrte Untersuchung, über den Ursprung der tatarischen Völkerstämme. Einem Gelehrten, dem daran gelegen seyn könnte, bin ich gern erbötig, die Handschrift mitzutheilen.)

Am 15ten July. Astrachan. Es giebt hier sehr viel mehr Persische als Indische Kaufleute. Ich sah ihrer 200 versammelt in einer Karawanserai, die sie, zum Feste Husseins, ausgeschmücket hatten. Sie war durch grosse bemahlte Laternen, nach Art der Chinesischen erleuchtet; es nahm sich sehr gut aus. Aber den stärksten Eindruck machte auf mich diese allgemeine Duldung, die man schwerlich noch an einem andern Orte des Erdbodens antreffen wird. Denn während Ali's Anhänger in ihrer Karawanserai, die Secte Omars verfluchten, konnten sie diese zum Gebete rufen hören, die Glocken der griechischen Kirchen, die Tamtams der Indier, vielleicht gar das Murmeln der Lama's vernehmen, welche leztere jenseits der Wolga eine Kapelle haben. Dazu kommen

noch mehrere Secten der sogenannten Altgläubigen, welche von der russischen Geistlichkeit als Ketzer betrachtet werden, und alle christlichen Secten von Europa und Asien.

Aber — so rühmlich und schön das auch klingt, so konnte ich doch einer fatalen Bemerkung mich nicht erwehren. In der Zeit, als ich zu lesen anfieng, schienen alle Philosophen einen Bund geschlossen zu haben, um Toleranz zu predigen und zu schreien. Der Lärm wurde so arg, daß man hätte glauben sollen, die Erde würde in demselben Augenblicke sich in ein Paradieß verwandeln, in welchem Moscheen neben Kirchen errichtet würden, oder Bonzen mit Kapuzinern einträchtiglich ein Chor anstimmten. Nun ist aber würklich die liebe Toleranz überall im Gange, und die ganze Würkung, die wir davon verspüren, ist — daß die Menschen sich etwas häufiger todschlagen als zuvor. Folglich sind die Philosophen keine Propheten. (Auch der Herausgeber kann hier sich einer fatalen Be-

merkung nicht erwehren: wie kommt es doch, daß Verschiedenheit der religiösen Meinungen jezt überall mit mehr Sanftmuth tolerit wird als die Verschiedenheit der politischen Meinungen? hat es mit dem lieben Gotte weniger zu sagen, als mit irgend einem Fürsten auf Erden? darf dieser strafen was Jener sich gefallen läßt? sind nicht alle die Grundsätze, auf welche man die religiöse Duldung baute, nicht auch anwendbar auf die politische? und würde nicht die leztere noch weit heilsamere Folgen hervorbringen als die erstere? nemlich: man würde sich etwas seltner tod schlagen als zuvor.)

Meine Untersuchungen über Alterthümer, Sprache und Ursprung der Perser haben mich sehr angenehm beschäftigt. Im Neupersischen fand ich die von Strabo angeführten Worte wieder, z. B. Paropanisus, mit Schnee bedecket; Saropara, Kopfabhauer; Tigres, ein Pfeil. Das führte mich auf die Vermuthung, das Neupersische sey nicht der Einmischung des Parthischen zuzuschreiben und

folglich wären auch die zahlreichen europäischen Worte in dieser Sprache nicht von den Parthern herstammend. Auf Strabo gestüzt halte ich die Perser für einen abgesonderten Zweig der Meder, der sich aber vor Cyrus unterworfen hat. Hingegen konnte ich nicht begreifen, warum die Meder auf einmal aus der Geschichte verschwanden, um ihr Land den Mardern abzutreten? ich vermuthete, diese Marder mögten wohl die Meder selber seyn, und in dieser Vermuthung bestätigte mich Moses von Chorenå, der im Armenischen einen Meder, Mar und die Meder, Marats nennt. Jezt hat die türkische Sprache fast ganz Aderbitschan eingenommen, man findet aber in den Gebürgen noch halb persische Mundarten, vielleicht Ueberreste der alten persisch-medischen Sprache. Moses, der hebräische Gesetzgeber, spricht gar nicht vor Persern, sondern nur von dem grossen japhetischen Stamme Madai's. Sind aber die Perser von einem japhetischen Stamme losgerissen, so wären ja

die vielen europäischen Worte in ihrer Sprache kein Wunder mehr.

Ich führe den Moses hier nicht als inspirirten Schriftsteller, sondern als einen, in den Wissenschaften Egyptens unterrichteten Mann an, wo man, nach Diodors von Sicilien Zeugniß, die Geschichte aller Länder kannte. Moses selbst sagt, er sey bey einer egyptischen Prinzessin erzogen worden, es ist also sehr natürlich, daß Strabo ihn für einen egyptischen Priester ausgiebt. Hätte Moses seine Nachrichten mehr von den Chaldäern als von den Egyptiern eingezogen, so würde er, wie mich dünket, mehr mit dem Berosus übereinstimmen, der uns von den Jahrbüchern Babylons einen ziemlich richtigen Begriff beybringt.

Alles dieß soll keine Vorrede zu einem neuen Systeme, nur ein Blick auf den Gang meiner Untersuchungen seyn. Gelange ich durch sie glücklich von den alten Sprachen und Völkern zu den neuen, so verdanke ich es besonders dem unverhofften Glücke, einen vor-

trefflichen Lehrer in der Kenntniß der jetzigen Völkerschaften und ihrer Sprachen gefunden zu haben. Dieser Lehrer ist Abas-Chan, ein vornehmer Perser, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnet. Ihn schäzte Aga-Mahmet-Chan so sehr, daß er ihn zum Gouverneur von Ispahan und dann von Ghilan machte. In lezterer Provinz nahm ihn Martusa Kuli-Chan gefangen und führte ihn nach Rußland als Geisel für die Sicherheit seiner Familie, die in der Gewalt seines Bruders geblieben war. Beweises genug, welchen hohen Werth Mahmet-Chan auf meinen gelehrten Freund sezte.

Als ich in Astrachan ankam, hatte der russische Hof den Abas-Chan in Freyheit setzen lassen. Er war auf der Rückreise zu seinem alten Herrn, wünschte, mich mit dahin zu nehmen, und versprach mir die gastfreieste Aufnahme. Plözlich erfuhren wir, Aga-Mahmet-Chan sey von seinen eigenen Sklaven ermordet worden. Diese Nachricht

war ein Donnerschlag für Abas-Chan, er versank in Schwermuth. Wenige besuchten ihn, vielleicht aus Furcht, dem Martusa zu mißfallen; meine Gesellschaft war seine einzige Zerstreuung. Ich erstaunte, einen Mann von seinem Character so betrübt über das Schicksal eines so grausamen Herrn zu sehen; aber theils schäzte er dessen Einsichten, theils betrachten alle Perser die Grausamkeit als ein unentbehrliches Hoheits-Recht: sie meinen, wer nicht grausam sey, könne Persien auch nicht beherrschen, und Viele ziehen Tyranney der Anarchie vor. (Leider haben wohl die Perser nicht ganz unrecht.) Ueberdieß hatte sich die Menschheit an Aga-Mahmet-Chan versündigt, denn ein Feind seines Vaters machte ihn in seiner Kindheit zum Eunuchen. Seitdem blieb er ein Gefangener an Kherim-Chans Hofe, wo er in alle Ränke der persischen Staatsklugheit eingeweiht wurde. Endlich ergriff er eine günstige Gelegenheit, seine Talente an dem unglücklichen

Hedait-Chan zu entwickeln, und da man ihm keinen Nebenbuhler mehr entgegen stellen konnte, so herrschte er fast zehn Jahre lang über ganz Persien. Der Titel Schach war das Ziel seines Ehrgeizes. Er wollte sich die Kaukasischen Fürsten und die von Chorassan unterwerfen, um dann mit desto größerem Glanze Nadirs Diadem um seine Schläfe zu winden. Der Tod setzte seinen rühmsüchtigen Entwürfen ein Ziel, Persien fiel in seine vorige Anarchie zurück, und, was jetzt da vorgeht (1797) wissen wir nicht.

Dem Abas-Chan verdanke ich, unter andern Kenntnissen, auch die der Talischa-Sprache, die nur eine barbarische Mundart der Persischen ist. Die Perser sagen Fader (Vater) Moder (Mutter) Buroder (Bruder), die Talischaner Far, Mur, Bue. Den Hund nennen sie nicht Spack, wie ich oben anführte, sondern Sepa, welches dann auch nicht sehr von Herodots Spack verschieden ist. Uebrigens giebt es in dem kleinen Ländchen

Talischa mehrere Mundarten, mein gesammeltes Wörterbuch enthält die, nahe am Meeresufer, übliche und ist mir von einem Kaufmann jenes Landes, Hudgi-Chiazem, dictirt worden. Abas-Chan, der selbst zwei Jahre in Talischa zubrachte, war dabei gegenwärtig. — Wir haben jetzt in Astrachan einen Gesandten des Chans von Talischa; er ist aber krank und ich habe ihn noch nicht gesehen.

Reise zu dem Kalmucken-Fürsten Tumenes. Am 13ten August war ich durch die Kosackenpost bis Zamian gekommen, wo ich die Leute des Fürsten antraf. Sie fuhren voraus, um ihrem Herrn meine Ankunft zu melden. Indessen fuhr ich auf einem Boote, von zwei Kosacken gerudert, die Wolga hinauf und landete nach einigen Stunden am Fusse der Horde, wo mich der Fürst am Eingang des mir bestimmten Zeltes erwartete. Es war mit chinesischem Damast tapezirt und mit einem guten Bette versehen. Hierauf setzte man mir eine europäische Abendmahlzeit vor und unterhielt

mich in russischer Sprache, welche Tumen und sein Sohn Serwegiab sehr gut redeten; der letztere hatte sogar in Astrachan studirt und ziemlich viel begriffen.

Wenn ich, für die beweglichen Wohnungen der Kalmucken, mich des Wortes Zelt bediene, so ist das eben so uneigentlich, als das Wort Kibitka, welches die Russen gebrauchen; denn diese Wohnungen sind aus Flechtwerk gemacht und mit Filz bedeckt. Man bricht sie ab und ladet sie auf Kameele. Das Gitterwerk kann man, wie die stählernen Zangen, die man die Foulen zu nennen pflegt, zusammen legen. Die Kalmucken nennen eine solche Hütte Gir. Die Tatarischen sind fast eben so gemacht, nur kleiner und lassen sich nicht abbrechen, sondern werden ganz auf Wagen gepackt. Sie heißen bei den Tataren Kara-Tschu.

Am 14ten August weckte mich chinesische Musik. Ich stand auf und gieng, um die Gellongs beten zu sehen. Ihrer 30 in ei-

nem Sir versammelt, plärrten Hymnen unter Begleitung mehrerer Instrumente, die mir nicht ganz unbekannt waren, weil ich sie häufig auf chinesischen Tapeten abgebildet gesehen hatte. Von Zeit zu Zeit machten sie mit der Kehle eine Bewegung, als ob sie sich räusperten, sonst unterbrach nichts die Einförmigkeit ihres Gesanges, der über eine Stunde dauerte. Am auffallendsten bei dieser Möncherei war mir das fleischige, wohl genährte Aussehn der Gellongs, welches, gegen die trockne, lohfarbige Haut aller Kalmucken, selbst die Fürsten nicht ausgenommen, seltsam absticht.

Wir statteten hierauf einen Besuch bei dem Lama ab, der, wegen seines hohen Alters, bei den Gebeten nicht mehr gegenwärtig ist. Vielleicht verstattet es ihm auch seine Würde nicht. Alles in seinem Sir sah chinesisch aus, und kam auch würklich aus China. Seine eigne Gestalt harmonirte vollkommen damit, und erinnerte mich an die Pagoden, die man ehemals in unsern Sälen auf die Kamine stellte. Man

betrachtet ihn als ein Muster von Heiligkeit und die Quelle aller Weisheit. Ich überreichte Seiner Eminenz einen Band von Georgi's Werken. Hochdieselben lasen das Tibetanische, welches darin vorkommt, mit der größten Leichtigkeit, wunderten sich, daß man in Europa Bücher in dieser heiligen Sprache besitze, und erstaunten noch mehr über das Privilegium, welches der große Lama selbst der Propagenda ertheilt hat. Hierauf stellte ich ihm meinen jungen Zögling als einen Enkel Amur=Sana's vor. Anfangs schien er an dieser Abkunft zu zweifeln, als ich ihm aber erklärte, Amur=Sana habe einen Sohn in Sibirien gehabt, dieser sey als Kind nach Polen geführt worden, habe sich dort verheirathet und diesen Knaben erzeugt, auch daß ich alle Barchane, oder Götzenbilder, besäße, welche her letzte Tschong=Kar mit sich genommen; so schien er tief nachzudenken, und gestand endlich, meine Erzählung sey sehr wahrscheinlich. Die Erinnerung an den glänzenden

Hof des Konlaysch, wo er seine Jugendjahre verlebt hatte, bewegte den alten Mann so heftig, daß ich meinen Besuch abkürzte; auch soll er würklich, gleich nach meiner Entfernung, bitterlich geweint haben.

Nachdem ich das geistliche Oberhaupt begrüßt hatte, stellte mir der Fürst Tumen die Fürstin Nurgiana vor, seine junge und in ihrer Art sehr schöne Gemahlin, mit einer blendend weissen Haut, welche durch zwei Haarzöpfe, schwarz wie Ebenholz, noch mehr erhoben wurde. Sie las eben in einem mongolischen Buche, welches von Gengis-Chans Thaten handelte. Dieß veranlaßte mich zu fragen, ob sich von dem Volke Uigur, dem man die Erfindung der mongolischen Schriftzeichen zuschreibt, irgend ein Andenken erhalten habe? — Tumen antwortete mir, bei den Kalmucken wisse man von diesem Volke nichts, aber man habe noch ein Sprüchwort: „Ich verstehe diesen Menschen nicht, er wird „wohl ein Uigur seyn."

Dann erkundigte ich mich, ob noch Spuren von der hohen Achtung übrig wären, welche vormals die Mongolen den Thürschwellen ihrer Häuser bezeigten? und die so groß war, daß einige christliche Mönche, welche das Unglück hatten, mit den Fußspitzen daran zu stoßen, derb geprügelt und mit dem Tod bedroht wurden.

Tumen versicherte, diese Achtung habe sich erhalten. Man dürfe zwar die Schwelle berühren, halte es aber für sündlich, sich darauf zu setzen. Vielleicht rührt davon der Ausdruck hohe Pforte her.

Während wir diese historischen Fragen abhandelten, beschäfftigte sich die Fürstin mit ihrem vierjährigen Prinzen Huwascha Tumen hat von Nurgiana kein anderes Kind; es verdient seine Zärtlichkeit, denn es ist das liebenswürdigste Kalmuckchen, das man sehen kann. Vielweiberei ist zwar unter den Kalmucken erlaubt, aber man hat sehr wenige Beispiele davon.

Man bediente uns mit Branntwein aus Stutenmilch und mit Butter-Thee. Der Branntwein ist schwach und hat eine gewisse Fettigkeit, die mir nicht behagte. Der Thee, den die Kalmucken besonders für sich aus China kommen lassen, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Er besteht aus großen Tafeln, fast so hart wie Ziegelstein, und mit feinem Papier überzogen, worauf viele Schriftzeichen stehen. Die Kalmucken kochen diesen Thee mit Milch und Butter, und ziehen ein gesundes, kräftiges Getränk daraus, an welches man sich leicht gewöhnt. Auch haben alle Tataren den Gebrauch desselben angenommen.

Nach und nach erschienen wohl bis 30 seltsame Figuren, und setzten sich um uns herum. Es waren Kundur-Tataren, die in der Gegend gelagert sind, und uns ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. Tumen ließ ihnen Kumis (Branntwein) geben, schien aber sonst nicht viel Umstände mit ihnen zu machen. Sie hingegen bewiesen ihm große Ehrerbietung;

ich wunderte mich, daß die stolzen Muselmänner sich gegen einen Heiden so tief herabließen. Aber sie ehren in ihm Gengis-Chans Blut, seinen Reichthum und seinen moralischen Character, der in der That schätzenswerth, auch von Russen und Nomaden, vom Jaik bis an den Kuban, einhellig anerkannt ist.

An der Mittagstafel gab ich aus Höflichkeit dem Pferdefleisch den Vorzug, verlangte es sogar. Ein Sänger, der zugleich auf einem Saiten-Instrumente, Jalgha, spielte, machte Tafelmusik. Das Instrument klang nicht unangenehm. Weiter kann ich nichts davon sagen, denn es hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einem europäischen Instrumente. Eine Arie glich sehr dem bekannten Savoyarden-Liedchen: Ramonez-ci ramonez-là. Nach dem Essen langten zwei Fürsten von der Linie Dbadab-Ombo an. Der Eine hieß Nukuikin, den Nahmen des Andern hab' ich vergessen. Sie verstanden kein russisch,

hatten auch gar keine andere Begriffe, als die bei ihrer Nation einheimisch sind.

Eine glänzende Jagd wurde nun veranstaltet. Die Kalmuckischen Fürsten sprengten fort mit ihren Falken. Auch die Kundur-Tataren fanden sich ein und die ganze Ebene war mit Reitern bedeckt. Man fieng so viele Reiher als man wollte, und Jeder kehrte zufrieden heim.

Den Morgen des 15ten brachte ich damit zu, die Burchem oder Zelt-Kapellen, nebst Allem, was zum Lamaischen Gottesdienste gehört, abzuzeichnen. Alles fand ich sehr kostbar, die Götzenbilder mit Perlen, die musikalischen Instrumente mit Silber und feinen Edelsteinen besetzt. Die Geistlichkeit ist unverhältmäßig zahlreich. Diese Horde, die nur aus etwa 1000 Girs, das heißt, aus 3000 männlichen Seelen besteht, hat 220 Geistliche von allerlei Gattung. Sie sind aber doch kein unnützes Völkchen, wie wohl in manchen andern Staaten, denn zum Theil sind sie Jugend-Erzieher, zum Theil geschickte Aerzte, besonders in der

Kenntniß einfacher Heilmittel. Auch brauchen diese Gellongs nicht zu betteln, das Volk bringt ungefodert was sie bedürfen. Nachmittags wohnte ich einer andern, von der vorigen ganz verschiedenen, religiösen Ceremonie bei. Die Gellongs trugen reiche Bischoffsmäntelgen, Schürzen von chinesischem Damast und kostbare, mit Bildern verzierte Bischoffsmützen. Die ganze Tracht glich der der chinesischen Bonzen. Kein Instrument ließ sich hören, nur eine kupferne Schelle hatte jeder Mönch in der linken Hand, und in der rechten ein Werkzeug, dessen Nahmen und Gebrauch mir unbekannt sind. Ferner trug jeder eine kupferne Schale und Saamenkörner in ein Stück Tuch gewickelt. Ehe sie zu beten anfiengen, legten sie ein Stück Tafft vor die Augen. Dann murmelten sie mit gedämpfter Stimme, fast wie unsere Pfaffen, und krächzten dazwischen wie Tags zuvor. Bisweilen falteten sie die Hände, gleich uns beim Gebet; dann warfen sie wieder Hände voll Körner in die Luft. Einer erhob sich, zün-

dete Weihrauch auf dem Altare an, ergriff dann ein Gefäß, worin Pflaumfedern waren, zog eine gelbe Flüssigkeit daraus, goß sie in eine Muschelschale, und aus dieser in die Tassen der Mönche, welche davon tranken, ihre Stirn damit befeuchteten, das übrige den Göttern darbrachten. Dem Ganzen schien eine sehr genaue Ordnung vorgeschrieben zu seyn. Da die Ceremonie ziemlich lange währte, so hatte ich Zeit genug, jeden einzelnen Mönch, sammt dem Local, so gut es gehen wollte, abzuzeichnen.

Am 16ten des Morgens besuchten wir die Meierei, wo ich ziemlich hübsche Hirtinnen, welche die Stutten molken, sah. Auf der Heimkehr wurden wieder einige Reiher gefangen, denn ohne seine Raubvögel thut der Kalmuck keinen Schritt. Jeder besitzt Einen, den er selbst füttert, und mit dem er sich fast den ganzen Tag beschäftigt.

Nachmittags wurde Strafgericht über eine Liebesgeschichte gehalten. Die Schuldigen waren ein schon ziemlich bejahrter Kundur-Tatar, und

eine sehr junge, aber ausserordentlich häßliche Kalmuckin. Die Sache endigte damit, daß einige Kankruck=Hiebe auf die anständigste Weise, und ich kann sagen, zum Vergnügen Aller, sowohl der Geber als der Empfänger, ausgetheilt wurden. Ich muß bemerken, daß der Tatarische Verführer in der Meierei die Gefälligkeit gehabt, ein wildes Pferd zuzureiten, und dadurch die Herzen der Kalmucken gewonnen hatte. Er schien sehr erfreut, so wohlfeilen Kaufs los zu kommen, denn er mogte wohl befürchtet haben, seine Helena behalten zu müssen. Morgen speisen wir in der Horde des geschlagenen und zufriedenen Liebhabers.

Am 19ten. In den ersten Tagen meines Aufenthalts in der Horde hatten sehr kalte, nachher ein sehr warmer, durchdringender Seewind geweht. Durch diese abwechselnde Witterung bekämen mehrere Kalmucken den Schnupfen, was ihnen sehr selten wiederfährt, Andere das Fieber. Auch Tumen wurde krank und ich litt natürlich noch mehr als die An-

dern. Darum verließ ich das Lager und bezog ein angenehmes Haus, welches mein Wirth zu seinem Winter-Aufenthalt hatte bauen lassen. Dieß und die gute Pflege, deren ich mich zu erfreuen hatte, stellten mich bald wieder her, und morgen kann ich schon der Horde, welche aufbrechen wird, folgen. Wir werden auch einer Hochzeitsfeier beiwohnen. Din-Islam, der Reichste unter den Kundur-Tataren, verheirathet seine Tochter, und man versichert, daß die Pracht seiner Feste alle Vorstellungen übertreffen werde.

Am 20sten begab ich mich früh zu der Horde, die ich schon auf dem Marsche fand. Eine zahllose Menge von Kameelen trug die Zelte und das Gepäcke. Sie wurden geleitet von Weibern zu Pferde, deren mehrere ein Kind vorne auf dem Sattel hatten. Die Habseligkeiten der Aermsten waren früher aufgeladen. Niemand gieng zu Fuß, Niemand fuhr, Alle ritten, selbst der alte Lama an der Spitze seiner betagten Synode.

Nachdem wir der Kolonne eine Zeitlang gefolgt waren, wandten wir uns rechts und betraten das Gebiet der Kundur-Tataren, wo unsere Schritte oft gehemmt wurden, denn mehrere hundert Flüßchen, die sich in die Wolga ergießen, mußten wir auf sogenannten Fähren passiren und oft genug darin schwimmen. Wir zogen durch mehrere Kundursche Auls, und kamen endlich zu dem des Din-Islam, den wir schon von Ferne an der zuströmenden Menschenmenge erkannt hatten.

Die erste Ehre erwiesen wir einer Gruppe junger Dirnen, die sich auf einem Hügel um eine Strickschauckel versammelt hatten. Bei unserer Annäherung verließen die scheuen Nymphen das Spiel, krochen zusammen auf einen Haufen, und wir sahen nichts als seidne Halstücher. Fürst Tumen bekomplimentirte sie in nogayischer Sprache, bittend: sie mögten uns nicht scheuen, wir wären blos gekommen, um sie tanzen zu sehen. Die höflichen Worte und die Töne des Kabuz machten die jungen

Schönen gefälliger; sie lüfteten ihre Schleyer ein wenig und liessen uns die Spitzen ihrer Stumpfnasen sehen. Zwey standen sogar auf und traten uns näher. Ein Musikant entwandte ihnen die Schleier, und auf dieses Signal fiengen sie an zu tanzen, aber mit so züchtig niedergeschlagenen Augen, daß ich sie für ganz geschlossen hielt. Wenn sie nichts sahen, so hörten sie wenigstens den Tact sehr gut, und bewegten sich mit Grazie. Nach dem Tanze hielten sie beyde Hände vor das Gesicht, um eine kindliche Verlegenheit zu verbergen. Der Musikant warf ihnen die Schleier wieder über, und sie zogen sich bescheiden zurück. Die Tracht dieser Mädchen fiel besonders auf, durch die Menge schweren Silbers an Ketten, Platten, Spangen, Knöpfen, Amuletten und dergleichen. In den Nasen trugen sie Ringe mit kostbaren Steinen besezt.

Nun giengen wir zu den Frauen, die wir mit Ausstattúng der Braut beschäftigt fanden. Bei den Zurüstungen zu dem Feste herrschte

grosser Ueberfluß. Man hatte 4 Pferde, 4 Ochsen und 4 Schöpse geschlachtet. Ausserdem hatten die Eltern fette Schaafschwänze, Kaldaunen, Köpfe und dergleichen Leckerbissen gebracht. Ich mußte an die Hochzeit des Gamasch im Don Quixotte denken. Man hatte ein Zelt für uns bereitet, in welches ich mich begab, und mit einem Kundurschen Mollah, Beg-Ali, mich unterhielt. Dieser Mann besizt, für einen Nogoyer, viele Kenntnisse und, was bey ihnen noch seltner ist, Begierde mehr zu lernen. Man hatte ihm gesagt, daß ich eine türkische Sprachlehre bey mir hätte, und er wünschte sehr sie zu sehen. Wir sprachen Mancherley über die Geschichte der Kunduren. Sie sind wahre Nogayer, haben aber jezt den Gebrauch der Kalmuckischen Girs angenommen, wodurch ihre Auls ein ganz anders Ansehn erhalten. Im Winter leben sie in Häusern um Krosnojar. Doch bedienen sie sich noch ihre Gilderga's, einer Art von Karrn mit Gerbedeichseln, die sie neben ihre Zelte stellen

und wie Schränke gebrauchen. Diese ihre Sitte ist sehr alt. Schon die Gesandtschaften Menanders gedenken derselben. Auch ihre Lager unterscheiden sich von den Astrachanischen dadurch, daß die Familien in denselben in weiten Zwischenräumen wohnen.

Endlich wurde zu Mittag aufgetischt in großen und kleinen Trögen. In dem größten lag ein Stuttenviertel, in den andern Schöpsenfleisch, Reis und Hirse. Unmöglich konnte ich das Stück in der Mitte ansehen, ohne an all das Aas zu denken, welches ich an den Straßen liegen sahe. Das Pferdefleisch verliert diese Aehnlichkeit nie, auch nicht, wenn es in die kleinsten Stücke zerschnitten wird, weil das Fett in demselben auf eine, von den andern Fleischarten verschiedene, Weise geschieden ist. Der übrige Theil der Mahlzeit war ziemlich schmackhaft, aber meine Gesundheit erlaubte mir noch nicht, ihnen gebührende Ehre zu erweisen.

Nachmittags stieg Alles zu Pferde. Man gab ziemlich glänzende Wettrennen, worauf Wettkämpfe folgen sollten. Da wir aber noch weit zu reisen hatten, so beurlaubten wir uns.

Vor Sonnen-Untergang gelangten wir an die Achtuba, wo uns Kameele erwarteten, um die Vornehmsten in der Gesellschaft überzusetzen; die Uebrigen schwammen hinüber. Tief in der Nacht langten wir endlich bei der neuen Lagerstatt der Horde an, und hatten an diesem Tage mehr als fünf deutsche Meilen zurückgelegt; fürwahr genug für einen Genesenden! Ich hielt mich nun ruhig, und war eben dabei den heutigen Tag zu beschreiben, als Tumen mir seine Panzerhemden zeigte, deren jedes seinen eigenen Nahmen hatte, wie ehemals Rolands Schwerdt Darendad und der Säbel unseres Königs Boleslaus, der Szezerbeck hieß Die merkwürdigste Waffenrüstung meines Wirths heißt Kitschin-Kilintuck (das Hemd Kitschin-Chans). Unter

allen Tataren, ja selbst im Kaukasus, ist es bekannt.

Den 22sten zu Dgid-Hadgi, welches von den Russen Seliterey Gorodok (Salpeterstädtchen) genannt wird. Die Absicht meiner Reise dahin war: Ruinen Tatarischer Gebäude zu besichtigen; aber meine Erwartung wurde gänzlich getäuscht. Nur ungeheuere Haufen von Backsteinen sind noch vorhanden, deren einige auf der einen Seite blau, grün oder weiß glasirt sind. Sogar Spuren von Mosaik findet man. Die vier Thürme, die noch da stehen, sind neu, und, wie die Mauern von Astrachan, aus alten Backsteinen erbaut. Beweise ihrer Neuheit sind: der Kitt, der nur ein schlechter Thon und dem alten tatarischen Kitt gar nicht zu vergleichen ist; der neue Geschmack am Holzwerk der Fenster, und die glasirten Backsteine, die hier durcheinander gemischt sind, da hingegen die Tataren sie blos an Thüren und Karniessen gebrauchen. Es scheint, die Russen haben ehe-

mals einen schützenden Platz für ihre Schiff-fahrt auf der Achtuba daraus machen wollen, sie hatten sogar einen hölzernen Wachtthurm auf einem dieser Thürme errichtet, der noch vorhanden ist.

Einige Reisende haben whol geirrt, wenn sie von Gräbern aus Backsteinen gewölbt sprechen. Unter den Ausdrücken, Magila, Kurgan, oder Buyor is Kirpitsch verstehen die Russen blos Ruinen, oder Hügel von Trümmern. Zwischen jenen vier Thürmen erblickt man auch noch neuere Ueberbleibsel von hölzernen Häusern ohne Dächer, ohne Thüren und Fenster, ohne Einwohner, ausser Schlangen und Taranteln. Eine einzige arme, russische Familie hat sich noch da angesiedelt, wegen eines kleinen Handels mit den benachbarten Nomaden. Von den Schlangen begreife ich nicht, wie sie an einem so hohen, trocknen Orte leben können, aber gewiß ist, daß man keinen Schritt thun kann, ohne diesen angenehmen Kreaturen zu begegnen. Mehrere Ta-

taren und Kalmucken, die sich einfanden, schienen sich sehr zu verwundern, hier Fremde anzutreffen. Abends ließen andere Gäste sich vernehmen, heulende Wölfe, die unter der jetzigen Garnison dieser alten Festung, nemlich einigen Hunden, großen Schrecken verbreiteten. Ich mögte keinem Hypochondristen rathen, lange in Dgid-Hadgi zu verweilen, denn diese Ruinen, diese armseligen Bewohner derselben, diese unabsehbare Wüste rings umher, dieß Zischen der Schlangen und Heulen der Wölfe, machen es zu einem der grauenvollsten Aufenthalte auf Gottes Erdboden.

Drei Tagereisen von Dgid-Hadgi liegt ein einzelner Berg in der Steppe, den die Russen Bogda-Gora, die Kalmucken Bogda-Ula nennen. Das Wort Bogda ist mungolisch, und bedeutet so viel als groß, ansehnlich. Wenn also das Kabinet von Petersburg dem Chinesischen Kaiser den Titel: Ew. Bogda-Chanische Majestät giebt, so heißt das nicht: der von Gott ge-

schenkte Chan, sondern man bedient sich blos eines alten Wortes, das in Rußland wahrscheinlich zu der Zeit angenommen wurde, als die Mungolen über China herrschten. Man erzählt hier vielerlei von diesem Berge Bogda, unter andern: sein Gipfel werde von einem Kalmuckischen Genius bewohnt, der Niemanden über eine gewisse Höhe hinauf steigen lasse, und den, der ihm trotzen wolle, in Abgründe stürze. Ein so wunderbares Abentheuer wäre sehr reizend für mich gewesen, aber die Nächte fangen an kalt zu werden, die Tage selbst sind nicht mehr so warm, daß man nach einem derben Regen, oder nach nassen Uebergängen über Ströme, sich wieder trocknen könnte. Das kaum bekämpfte Fieber ist mir furchtbarer als der Genius; ich thue folglich auf den Ruhm Verzicht, die ätherischen Einöden, welche er bewohnt, zu erklimmen.

Am 23sten trat ich meinen Rückweg an, kam ziemlich spät zu der Horde, und sah noch, wie die Gellongs dem Volke mit vielen Cere-

monien die Fasten, Matreg genannt, ankündigten. Abends fanden sich Tscherkassen ein, die man tanzen ließ. Daß ihr Tanz dem der Kosacken gleicht, ist bei der Nachbarschaft beider Völker eben nicht zu verwundern; allein wie kommt es, daß der Tanz der Norweger gleichfalls dem Kosackischen ähnlich ist? das vermag ich nicht zu erklären, aber gesehen habe ich es, während meines Aufenthalts in Koppenhagen. Da ich eben von den Bewohnern des Kaukasus rede, so will ich noch erwähnen, daß ich in Astrachan mehrere derselben gesehen habe, unter andern eine Fürstin der Tschetschnager; ihr dortiger Aufenthalt war eine Folge der Kriegsvorfälle. Sie ist ziemlich schön und nach ihrer Art wohlerzogen, das heißt, sie versteht Türkisch, wie man es in Persien redet. Uebrigens kann sie von ihren National Vorurtheilen sich nicht losmachen. Ihr scheint ein Land sehr langweilig, wo kein Strassenraub begangen wird, und ein gestohlenes Band ist ihr lieber als eine gekaufte Perlen-

schnur. Sie rühmte: seit dem Anfang der Welt hätten die Fürsten ihres Hauses immerwährend auf den Strassen von Tiflis und Tarku geraubt, und sie mögte um Alles in der Welt nicht, daß ihre Verwandtinnen und Freundinnen erführen, sie habe einen Mann geheyrathet, der nicht vom Raube lebt. Ich meynte, sie übertreibe; aber Tumen, der ihr Vaterland sehr gut kennt, weil er mehrere Feldzüge dahin gemacht hat, erzählte mir, daß wenn ein Fürst das edle Handwerk des Strassenräubers nicht eyfrig genug triebe, die Vorübergehenden vor seinem Hause eine Menge Steine auf eine besondere Art zusammen legten und ihn dadurch für seine Lebenszeit entehrten. Ueberhaupt stellen die Sitten des Kaukasus ein seltsames Gemisch von Wildheit und Edelmuth dar. Die Bewohner sind räuberisch, lügenhaft und treulos gegen Fremde, aber heldenmüthige Verächter des Lebens, biedre Verehrer der Gastfreundschaft und die wärmsten, wahrhaftesten Freunde.

Am 24ten. Heute sah man in der ganzen Horde, unter andern auch bey der Fürstin Nurgiona, grosse Andachtsübungen. Auf ihren Knieen lag ein Buch von einzelnen Blättern, welche sie unter die Umstehenden vertheilte, die selbige wie ein geistliches Lied absangen. In den andern Girs wurde auch gesungen, oder man drehte Kurden, eine Art von Kräuseln, von welchen man glaubt sie beten, wenn sie sich umdrehen.

Ich gieng zum Lama um Abschied von ihm zu nehmen, und leitete das Gespräch auf den Hof Galdan-Tserm't, an welchem er in seiner Jugend gelebt hatte. Er sagte mir: zu seiner Zeit habe man die Bevölkerung der vier Eleuthen-Stämme auf 300000 Girs angeschlagen, das heißt, nach Rechnung der Russen, auf eine Million und 800000 Seelen. Ueberdieß mögten die, den Kontayschen unterworfenen Tataren in der kleinen Bucharey, auch wohl 400000 Seelen stark gewesen seyn. Diese Tataren gleichen in Allem den Astrachanischen, wohnen in Städten und bauen Gärten. Zu

seiner Zeit habe Galdan-Tscherm eine Anzahl von ihnen kommen lassen, um an den Ufern des Ili Gärten anzulegen. Auch in diesem Lande gebe es einen Berg Bogda, auf welchem die Gellongs ihre Andacht verrichten. In der Gegend desselben habe er wilde Kameele gesehen, die sich von den zahmen in nichts unterscheiden, als daß ihre beiden Höcker wenig bemerkbar sind. Diejenigen, welche man jung fange, wären leicht zu zähmen, die alten aber zu nichts tauglich.

Zuletzt gieng ich noch einmal zu der Fürstin, trank Thee bei ihr, und nahm Abschied von dem braven Tumen und seiner liebenswürdigen Familie.

Diesen Reisebericht will ich mit einer kleinen Predigt beschließen: ich meyne es wäre endlich einmal Zeit, die Mungolischen und Tibetanischen Büchersammlungen zu benutzen, sowohl die, welche in den hiesigen Horden und in Sibirien gefunden werden, als auch die kostbare Sammlung der Petersburgischen Aca-

demie. Pallas hatte hiezu einen gewissen Jahrig bestimmt, einen Herrenhuter von Sarepta, der anfangs bei dem hiesigen alten Lama studiert, dann zu den Buräten in Sibirien sich begeben, und auch dort lange Zeit in einem Gellongskloster gewohnt hat; allein man sagt, er sey gestorben. Ist das wahr, so sollte man darauf denken, seinen Verlust zu ersetzen, und das wäre nicht unmöglich, denn es giebt sowohl zu Sarepta als in Astrachan Leute, die wohl im Stande sind, Mungolische Bücher gut zu übersetzen. Mehr Schwürigkeiten macht das Tangit oder Tibetanische, denn nur die Gellongs verstehen es, aber es mangelt ihnen die Kenntniß des Russischen. Eben so verhält es sich mit dem Gallikschen, einer Mundart, die, so wie ihr Alphabet, zwischen dem Mungolischen und Tangutischen in der Mitte steht. Doch ein Wort vom Hofe würde Wunder thun.

Uebrigens verlohnt es gewiß der Mühe, denn man findet philosophische, astronomische,

medicinische Schriften, Stamm-Register, Geschichten und Mährchen. Von der letztern Gattung habe ich einige Fragmente erhascht, ganz im Geschmack der Tausend und Eine Nacht, und man hat mir von einer Geschichte Uschunderi-Chans erzählt, die man nicht ohne Thränen anhören könne. Mögte doch ein neuer Herbelot für die Mungolische und Tungutische Sprache aufstehen, und das für selbige werden, was der alte Herbelot für die Persische und Arabische war! Amen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Memoiren der Madam de Motteville.

Italien und Spanien fürchteten Erschütterungen, wenn Frankreichs Ruhe getrübt würde. Dem vorzubeugen, ließ der Gesandte des Großherzogs von Toscana am Hofe zu Madrit die ersten Worte von einem Doppel-Bündniß

zwischen den beyden Prinzen und Prinzessinnen von Frankreich und Spanien fallen. Sie wurden wohl aufgenommen, und besonders in Frankreich mit solcher Freude, daß man zu Paris, schon drey Jahre früher als die Vermählung würcklich vollzogen wurde, ein prächtiges Carrousel veranstaltete. Es war zu Burgos, wo die französische Prinzessin Elisabeth ihre Hand Philipp dem Vierten reichte (1615) und zu Bordeaux vermählte sich Ludwig XIII. mit der Infantin von Spanien Anne von Oestreich, damals fünfzehn Jahre alt und fünf Tage älter als ihr Gemahl. Daß die Prinzessin ausserordentlich schön war, habe ich von der alten Marquise von Moray, die, als sie ihr zum erstenmale vorgestellt wurde, sie, nach spanischer Sitte, mitten unter ihren zahlreichen Damen auf einem Polster sitzend fand. Sie trug ein spanisches Kleid von grünem Atlas mit Gold und Silber gestickt, ihre hängenden Ermel waren auf der Schulter mit grossen Diamanten aufgeknöpft; ein kleiner Hut, von

gleicher Farbe wie das Kleid, schmückte ihr Haupt, und eine schwarze Reiher-Feder, die von diesem Hute herab nickte, erhob die Schönheit ihres blonden, in grossen Locken wallenden Haares. Der König, ein brünetter, wohl gebauter Jüngling, mißfiel der jungen Königin nicht, und ich habe sagen hören, daß sie ihn geliebt haben würde, wenn ein trauriges Verhängniß, dem besonders Fürsten so selten ausweichen können, nicht über beyden gegewaltet hätte.

Bald naher entfernte man von ihr alle die spanischen Damen, ihre Begleiterinnen, das schmerzte sie tief. Niemand blieb ihr übrig, als eine gewisse Donna Estefania, ihre Erzieherin, jezt ihre erste Kammerfrau, und zärtlich von ihr geliebt. Auch an meine Mutter schloß sie sich mit Liebe, weil sie lange in Spanien gewesen war, und das spanische sehr gut sprach und schrieb; denn in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich machte der Prinzessin nichts Freude, als was sie an ihr

Vaterland erinnerte. Meine Mutter wurde ihre Vertraute in dem zwar unschuldigen, aber doch geheimen Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Könige, der ihr einziges Vergnügen und auch ihr einziges Verbrechen war. Des Königs Günstling, der Herzog von Luines, machte ihr auch trübe Stunden, in welchen sie Trost am Busen meiner Mürter suchte. Man sagt, er habe sogar die Kühnheit gehabt, den König von seiner Gemahlin trennen zu wollen, um eine seiner Verwandtinnen auf den Thron zu setzen, die nachmalige Prinzessin von Guimené, das schönste Weib am Hofe. Doch mag ihm der Gedenke wohl nur durch den Kopf geflogen seyn, denn die Herzogin von Luines, die sehr gut mit ihrem Manne lebte, wurde bald darauf eine Favorite der Königin, die anfangs, wegen des Abscheues gegen den Herzog, sie wenig leiden konnte, und nur aus Gefälligkeit für den König an ihren Umgang sich gewöhnte.

Wenn man damals am Hofe die Klugheit bisweilen vermißte, so fehlte doch die Lustigkeit nicht, die sich an Jugend und Schönheit schmiegte. Das beweißt der kleine Zufall, daß die Königin, welche schwanger zu seyn glaubte, sich Schaden zufügte, weil sie mit Frau von Luines um die Wette lief und sie haschen wollte. Dieses Reich des Vergnügens endete mit dem Tode des Günstlings, nach welchem Marie von Medicis, die mit ihrem Sohne entzweite Mutter, sich mit ihm aussöhnte, und dieser Friede brachte Unfrieden in die königliche Ehe; denn die Mutter meynte, um ihren Sohn ganz zu beherrschen, dürfe er seine Frau nicht lieben. Jetzt blieb der jungen fremden Fürstin keine andere Freude als der Umgang mit der Herzogin von Luines — die sich aufs Neue mit dem Herzog von Chevreuse vermählt hatte — eine stets heitere Frau, welche den ernstesten Dingen eine lustige Seite abzugewinnen wußte.

Einige Jahre verstrichen, ohne daß man eigentlich sagen könnte wie? wenn man auch da-

bei gewesen wäre. Ich weiß davon weiter nichts, als was die Königin selbst mir später bisweilen erzählt hat. Doch das darf ich sagen: sie wurde geliebt; die Ehrfurcht, welche die Majestät einflößt, wurde von dem Eindrucke überwogen, den ihre Schönheit machte, und es gab Leute, die es wagten, ihre Leidenschaft nicht zu verbergen. Zu diesem gehörte der Herzog von Monmorency, ein schöner, tapferer, prachtliebender Mann. Er hatte zuvor die Marquise de Sablé geliebt, eine der schönsten Damen des Hofes, ehe die Königin erschien. Aber sie wußte es auch, daß sie schön und liebenswürdig war, und ihre Eigenliebe machte sie ein wenig zu empfänglich für die Liebe der Männer. Damals gab es in Frankreich noch Ueberreste von jener Artigkeit, welche Catharina von Medicis aus Italien dahin gebracht hatte. Alle die neuen Lustspiele und Gedichte, die aus Spanien kamen, athmeten eine so große Zartheit, daß sie sich eine hohe Idee von der Galanterie machte, welche die Spanier den Mauren

verdankten. Sie war überzeugt, daß die Männer, ohne ein Verbrechen zu begehn, den Damen zärtlich huldigen dürfen; daß der Wunsch ihnen zu gefallen, große, schöne Handlungen erzeugt, den Geist erweckt, Freigebigkeit und manche andere Tugend einflößt; daß hingegen die Damen, geschaffen um die Welt zu zieren und von den Männern angebetet zu werden, nur deren Verehrung dulden dürfen. Ich habe sie sagen hören, ihr Stolz gegen den Herzog von Monmorency sey so groß gewesen, daß im ersten Augenblicke, als sie dessen neue Liebe bemerket, sie allen Umgang mit ihm aufgehoben, und seine Huldigung auch mit keiner Königin theilen wollen. Die Letztere hat mir nachher gesagt, indem sie sich selbst über ihre vormalige Eitelkeit lustig machte, sie habe über die Empfindungen des Herzogs für sie nie nachgedacht, und gemeynt, sein Betragen sey blos ein ihrer Schönheit gebührender Zoll; auch sey des Herzogs Leidenschaft eben nicht heftig gewesen.

Den Herzog von Bellegarde, obgleich schon alt, zählte sich auch zu ihren Liebhabern. Er war Günstling zweyer Könige gewesen, und stand noch in so großem Ansehen, daß die Königin einen Weihrauch nicht verschmähte, dessen Dampf ihren Ruf nicht beflecken konnte. Sie litt es, daß er mit ihr umgieng, wie es zu seiner Zeit Mode gewesen den Damen zu huldigen. Er wagte es würklich seine Liebe zu erklären. Man sagt, die Königin habe gezürnt, es wurde bald ein Scherz daraus gemacht, an dem selbst der König Theil nahm, obschon er sonst ziemlich eifersüchtig war.

Nur der Herzog von Buckingham war so verwegen, einen Angriff auf ihr Herz zu wagen. Er kam im Nahmen des Königs von England, um Madame, des Königs Schwester, für seinen Herrn sich antrauen zu lassen. Er war schön, wohl gebaut, prächtig, freigebig, besaß Grösse der Seele und galt für den Günstling eines grossen Monarchen, dessen Schätze er verschwenden, mit dessen Diamanten er sich schmücken durfte. Was Wunder, daß er gefiel

und sich dessen bewußt war. Allein die Königin hat mir erzählt, daß, ob sie gleich nicht läugnen könne, Gefallen an ihm gefunden zu haben, sie doch in aller Unschuld geglaubt, es bedeute nichts mehr und nichts weniger als eine honnete Galanterie. Die spanischen Damen, sagte sie, leben am Hofe wie die Nonnen, und sprechen mit Männern nur in Gegenwart des Königs und der Königin; dennoch rühmen sie sich recht gern ihrer Eroberungen, die, statt ihrem Rufe zu schaden, ihnen Ehre bringen. Die Herzogin von Chevreuse that freylich alles Mögliche für solche Zeitvertreibe ihrer erhabenen Freundin, deren Eitelkeit geschmeichelt wurde, deren Tugend aber unbefleckt blieb. Man hat viel von einem Spaziergang der Königin gesprochen, als sie ihre Schwägerin nach Amiens begleitete. Er geschah mit ihrem gewöhnlichen Gefolge. Personen, welche sich darunter befanden, haben mir die Wahrheit erzählt. Der Herzog von Buckingham sprach mit ihr, Putange, ihr Stallmeister, entfernte sich ein we=

nig, um nicht unbescheiden zuzuhören. Da führte sie der Zufall in einen gekrümmten Gang des Gartens, wo ein Pfosten sie den Blicken des Publikums entzog. Die Königin, erschrokken sich allein zu finden, vielleicht auch durch die Leidenschaft des Herzogs ein wenig gedrängt, rief den Stallmeister und verwieß ihm seine Entfernung. — Als der Herzog ihr beim Abschied den Rock zu küssen kam, befand sie sich im Wagen neben der Prinzessin von Conti. Er verbarg sein Gesicht hinter dem Vorhang, gleichsam um ihr einige Worte zu sagen, eigentlich um seine Thränen zu trocknen. Die Prinzessin von Conti, eine geistreich scherzende Frau, sagte nachher: sie wolle dem Könige wohl die Tugend der Königin verbürgen, aber nicht ihre Grausamkeit, denn es habe sich, bey den Thränen des schönen Engländers, eine Spur von Mitleid in ihren Augen blicken lassen.

Den Herzog verleitete die Liebe noch zu einem kühnen Schritt, den ich aus dem Munde

der Königin habe, und den die Königin von England mir nachher bestätigt hat. Er war schon von Amiens abgereist, mit Madame Henriette, die er seinem Könige zuführen sollte, er war schon nicht fern mehr von Calais, als er — um die Königin noch einmal zu sehen, wäre es auch nur ein Augenblick — plözlich vorgab, Befehle aus England erhalten zu haben, die ihn nöthigten nach Hofe zu gehen. Er ließ Madame Henriette zu Boulogne, eilte zurück, sprach mit der Königin Mutter von seinen vorgeblichen Geschäften, und begab sich dann zu der jungen Königin, die er im Bette, ziemlich allein fand. Durch einen Brief der Herzogin von Chevreuse, welche Henrietten begleitete, war sie auf diesen Besuch vorbereitet und sprach lachend davon. Aber sie erstaunte, als er nun herein trat, sich neben ihrem Bette auf die Kniee warf, und mit allen Zeichen einer die Vernunft besiegenden Leidenschaft das Bettlaken an seine Lippen drückte. Die Königin hat mir selbst gesagt, sie sey sehr ver-

legen geworden, und habe lange nicht reden können. Die Gräfin von Lannoi, ihre alte, strenge Ehrendame, die neben ihrem Kopfkissen stand, fand des Herzogs Stellung sehr anstössig, und sagte ihm mit großem Ernst, das sey nicht Sitte in Frankreich. Er aber, ohne aus der Fassung zu kommen, behauptete, er sey ein Fremder, und brauche nicht alle Gesetze der französischen Etikette zu beobachten. Dann wandte er sich an die Königin und sagte ihr ganz laut die zärtlichsten Dinge von der Welt. Im Grunde war sie wohl nicht erzürnt darüber, allein sie nahm sich zusammen, klagte über seine Kühnheit und befahl ihm zu gehen. Er gehorchte, und nachdem er sie am andern Morgen noch einmal in Gegenwart des ganzen Hofes gesehen, reiste er ab, fest entschlossen, so bald als möglich wieder nach Frankreich zu kommen.

Dem Könige wurde alles dieß zum Nachtheil seiner Gemahlin hinterbracht. Er nahm es sehr übel auf. Ihr Stallmeister, ihr Arzt

und mehrere ihrer Höflinge wurden exilirt. Durch seinen Beichtvater ließ er ihr solches zu wissen thun, wobei Donna Epefania sich nicht enthalten konnte, ihm diese Bitterkeiten zu sagen.

Einige Zeit nachher wünschte die Königin von England ihre Mutter zu besuchen, allein ohne Buckinghams Begleitung konnte sie die Einwilligung ihres Gemahls zu dieser Reise nicht erhalten. Das schrieb sie ihrer Mutter und bat um Erlaubniß den Herzog mitzubringen. Es wurde abgeschlagen, und nun beschloß die Wuth des Verliebten, beide Kronen zu entzweien, damit wenigstens die Nothwendigkeit eines Friedens-Tractats ihn einst nach Frankreich zurückführen mögte. Er wollte Siege erfechten; er kam dem, von Ludwig XIII. belagerten Rochelle mit einer mächtigen Flotte zu Hülfe; er berühmte sich öffentlich seiner Leidenschaft für die Königin; aber seine stolzen Entwürfe mißlangen.

Die Königin hat mir selbst gestanden, daß die Herzogin von Chevreuse (vielleicht auch ihr Herz) sie damals verleitet haben, sich Wünsche für die englischen Waffen zu erlauben, doch meynte sie, diese Wünsche wären nur aus Haß gegen den Kardinal Richelieu entsprungen, der, als eine Kreatur ihrer Schwiegermutter, ihren Gemahl gegen sie einnahm.

Ein anderes, ernsteres Abentheuer begegnete der jungen Königin auf Anstiften des Kardinals und ihrer Schwiegermutter. Der Ober-Garderobemeister, Chalais, wurde einer Verschwörung gegen den Staat und gegen das Leben des Königs angeklagt, die Königin selber als dessen Mitschuldige genannt. Die, mit den Begebenheiten jener Zeit Vertrauten haben mich versichert, Chalais sey unschuldig gewesen, und habe höchstens eine Intrigue gegen den Kardinal geleitet, an der des Königs Bruder Theil nahm, dessen Vermählung mit Mademoiselle Monpensier man zu hindern wünschte. Wahr ist es, daß auch die Königin

diese Vermählung gern hintertrieben hätte, wie sie mir selbst gesagt hat, aber nur weil sie glaubte, wenn jene Prinzessin Kinder bekäme, so würde sie, die Kinderlose, nicht mehr geachtet werden.

Von andern habe ich gehört, gewisse Sterndeuter hätten dem Könige prophezeyt, er werde nicht lange leben, und, um das Mährchen zu verschönern, habe man die Königin beschuldigt, sie wolle nach dem Tode ihres Gemahls, den Bruder desselben heyrathen, und darum sey jene Verbindung ihr so mißfällig. Um sie gänzlich zu verderben, ließ der Kardinal den Gefangenen Chalais, Begnadigung, wenigstens Rettung seines Lebens hoffen, wenn er aussagen würde, die Königin sey mit ihm einverstanden gewesen. Da er aber nicht Alles sagte, was man zu hören verlangte, so erweiterte der Kardinal nach seinem Gefallen die mangelhafte Aussage und hinterbrachte sie dem Könige, der sich darob entsezte. Er ließ seine Gemahlin im Geheimenrath erscheinen, wo er

ihr geradezu vorwarf, sie habe gegen sein Leben sich verschworen, um einen andern Mann zu nehmen. Die Königin — zwar vom tiefsten Schmerz über eine solche Anklage ergriffen, aber stark im Bewußtseyn ihrer Unschuld — sprach mit Festigkeit und edler Kühnheit: „warum ein so schwarzes Verbrechen? sagte sie ihm (wie ich von ihr selbst weiß) „ich würde bey dem Tausch zu wenig gewonnen haben.“ Dann wandte sie sich an ihre Schwiegermutter, und, mit dem ganzen Stolz einer spanischen Prinzessin beschwerte sie sich über die Verfolgungen, welche sie von ihr und dem Kardinal erdulden müsse. Doch weder der König noch das Publicum würden von ihrer Unschuld überzeugt worden seyn, wenn nicht glücklicherweise Chalais selbst, da er, das Schaffot besteigend, von Richelieu sich betrogen sah, es laut bereut hätte, durch zweydeutige Aeusserungen den Ruf der Königin in Gefahr gesezt zu haben. Er trug seinem Beichtvater auf, sie in seinem Nahmen um Verzeihung zu bitten, und dem Könige

die Wahrheit zu hinterbringen. Auch Chalais's Mutter kam in gleicher Absicht zu der Königin.

Indessen entfernte man doch die Herzogin von Chevreuse von ihr, die Chalais Geliebte, und gewiß auch die einzige Ursach alles Unheils gewesen war. Allein die Königin, die mit großer Zärtlichkeit an ihr hieng, wurde durch diesen Verlust tief gekränkt und gegen ihren Gemahl erbittert.

Manche wollen, der Kardinal habe im Grunde mehr Liebe als Haß für die Königin gehegt, und, als er sich verschmäht gesehen, aus Rache gehandelt. Gewiß ist, daß er ihr, bis an seinen Tod, keine andere Merkmale seiner Liebe gegeben, als Verfolgung und Störung ihrer Ruhe. Aber sie selber hat mir erzählt, daß er eines Tages, in ihrem Kabinet, würklich sehr galant und sogar leidenschaftlich mit ihr gesprochen; sie sey eben im Begriff gewesen, ihren Zorn und Verachtung zu äussern, als der König herein getreten und ihr Gespräch

unterbrochen. Nachher habe sie ihre Empfindungen nicht wieder äussern wollen, weil sie geglaubt habe, ihm zu viel Ehre anzuthun, wenn sie zeige, daß sie jenes Augenblickes sich noch erinnere. Aber ihr verachtendes Stillschweigen antwortete ihm hinlänglich. Sie gab sich gar nicht die Mühe ihren Haß zu verbergen, und erwarb sich dadurch eine Menge Anhänger, nemlich alle die Feinde des Kardinals, deren er unzählige hatte, (eigentlich wohl nicht Feinde sondern Neider). Er verdiente dieses Schicksal nicht, denn er war der größte Mann seiner Zeit und auch die verflossenen Jahrhunderte haben nichts, ihn Uebertreffendes, aufzuweisen. Er hatte die Grundsätze aller berühmten Tyrannen; seine Entwürfe, Gedanken und Beschlüsse waren sämmtlich auf Heil des Staates und öffentliches Wohl berechnet, nur daß er das leztere blos dann beförderte, wenn des Königs Ansehn und Schätze dadurch vermehrt wurden. Der König sollte das Volk regieren aber Er wollte den König beherrschen.

Leben und Tod der Menschen interessirten ihn blos in Rücksicht auf sein Vermögen und seine Grösse, von welchen beiden, nach seiner Meinung, Reichthum und Grösse des Staates abhiengen. Unter dem Vorwande, Eins durch das Andere zu schützen, trug er gar kein Bedenken, seiner eigenen Erhaltung Alles aufzuopfern, und die evangelischen Grundsätze waren ihm fremd, ob er gleich ein Buch geschrieben hat, das Leben des Christen betitelt. Daß er jene nicht befolgte, brachte seinen Feinden Unheil, dem Staate Heil, so wie Kinder ein erwuchertes Vermögen froh genießen, für welches der Vater vielleicht in der Hölle brennt.

Die Königin war sehr liebenswürdig, der König zur Frömmigkeit geneigt; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß, wenn der Minister nicht als ein böser Dämon zwischen sie getreten wäre, Ludwig mehr Anhänglichkeit an eine Gemahlin bewiesen haben würde, die deren in jeder Rücksicht so würdig war. Manche be-

haupten, er habe sie nie geliebt, und die Königin selbst glaubte es, da er sie so gleichgültig behandelte; allein ich weiß, aus dem Munde eines seiner Günstlinge, daß er sie schön fand, und daß er eines Tages, von ihrer Schönheit im Vertrauen sprechend, hinzufügte: er wage es nicht, Zärtlichkeit gegen sie zu äussern, aus Furcht seine Mutter und den Kardinal beleidigen, deren Rath und Dienste ihm nöthiger wären, als das Vergnügen mit seiner Frau in zärtlicher Eintracht zu leben.

Der Königin Anhänglichkeit an das Vaterland und an ihren Bruder waren auch Gefühle, die man ihr zum Verbrechen machte. Sie hatte in der That Grund zu fürchten, daß ihr Gemahl sie verstoßen werde, und auf diesen Fall hoffte sie, nach dem Tode ihrer Tante, der Infantin Clara Eugenia, die Regierung der Niederlande zu erhalten.

Ich war 7 Jahre alt, als die Königin mir, um meiner Mutter willen, eine Pension von 600 Livres gab, bald darauf fügte sie einen

Gnadenbrief (brevêt) hinzu, durch welchen mein Schicksal auf immer an das ihrige gefesselt wurde. Ihre Freundschaft für meine Mutter, und das Vergnügen, welches ich ihr zu machen schien, weil ich schon spanisch mit ihr plaudern konnte, mißfielen dem Herrn Kardinal und ich erhielt einen königlichen Befehl, mich von ihr zu trennen. Schon hatte Madame du Fargis, ihre Dame d'atour, einen ähnlichen Befehl empfangen, und das war der Königin minder aufgefallen, aber daß man ihr nun gar ein Kind wegnahm, (denn ich war höchstens zehn Jahre alt) das schmerzte sie tief. Meine Mutter führte mich in die Normandie, von wo aus ich doch einmal mit einer Verwandtin zurückkam und der Königin insgeheim vorgestellt wurde.

Im Jahr 1624 hatte sie die Abtei Val de Grace gestiftet, um dort bisweilen, in Abgeschiedenheit von der Welt, sich zu erbauen. Der Kardinal, welcher wußte, daß sie so oft als möglich an ihren Bruder schrieb, war so

boshaft dem Könige zu rathen, daß er die Abtei plözlich solle durchsuchen lassen, weil man vermuthlich Beweise eines strafbaren Einverständnisses mit dem spanischen Hofe entdecken werde. Plözlich erschienen, auf königlichen Befehl, der Erzbischoff von Paris und der Kanzler Seguier an der Klosterpforte; sobald sie eingetreten waren, geboten sie den erstaunten Nonnen, bei Strafe des Bannes, kein Wort miteinander zu sprechen, dann foderten sie alle Schlüssel, durchsuchten alle Zellen und jeden Ort, wo sich Papiere vermuthen ließen, vor allen Dingen die Zelle der Königin; aber sie fanden nichts als Bußwerkzeuge, Gürtel mit eisernen Spitzen, und härene Hemden, bei deren Anblick der Kanzler sich nicht enthalten konnte, ehrfurchtsvoll auszurufen; wir haben gerade das Gegentheil von dem gefunden was wir suchten. Es hieß, ein Mädchen der Königin habe dem Kardinal hinterbracht, daß ein verschlossenes Kästchen in der Zelle der Königin stehe. Dieß Kästchen fand sich auch, aber es

war angefüllt mit — englischen Handschuhen, die ihre Schwägerin ihr geschickt hatte. Es ist sehr begreiflich, daß ein solches Verfahren das Gemüth der Königin äusserst empören mußte. Sie konnte noch lange nachher nicht ohne große Bewegung davon reden hören.

Gleich nach dem Tode des Kardinals Richelieu sandte sie mir einen Befehl zu, an den Hof zurück zukehren, den ich mit Freuden erfüllte. Ich eilte mit meinem Bruder nach Paris, die Königin empfing uns sehr gnädig und sagte: die Kinder meiner Freundin sind zurück gekommen. Sie war noch immer so schön als irgend eine Dame von ihrer Umgebung. Damals, als ich sie verlassen mußte, trug sie, nach damaliger Mode, ein rundes klares Kopfzeug und viel Puder, nachher gieng sie blos in Locken. Ihr sehr starkes Haar war ein wenig brauner geworden. Ihre Gesichtsfarbe war nicht zart, ihre Nase auch wohl zu groß, und nach spanischer Sitte, schminkte sie sich ein wenig zu stark; aber sie war weiß und nie gab

es eine schönere Haut als die ihrige. In ihren schönen Augen vereinten sich Sanftmuth und Würde. Die Farbe derselben fiel etwas ins Grünliche, allein das machte ihren Blick nur lebhafter. Ihr Mund war klein und rosenroth, ihr Lächeln ausserordentlich einnehmend und ihre Lippen hatten von dem Hause Oestreich nur so viel als nöthig war, um sie zu verschönern. Ihre Stirn war wohl gebildet, so wie der ganze Schnitt ihres Gesichts. Der Ruf der Schönheit ihrer Hände und Aerme ist durch ganz Europa erschollen; sie waren würklich weiß wie Schnee und die Dichter konnten das Lob derselben nicht übertreiben. Ihr Busen war schön, obschon nicht vollkommen, ihr Wuchs hoch, ihre Mine majestätisch ohne Stolz. Ihre ganze, mit so vielen Reizen begabte, Gestalt flößte Jedem, der sie sah Liebe und Ehrfurcht ein. Ihre Seele war nicht minder geschmückt, und von ihrer Mutter hatte sie den Hang zur Frömmigkeit eingesogen.

Es gab der schönen Damen viele am Hofe. Eine der schönsten war noch immer Madame de Guiméné, zumal da sie es kaum zu wissen schien. Die Königin hat mir lange nachher erzählt, daß sie an Balltagen, mit ihrer Favorite, der Herzogin von Chevreuse, alle mögliche Künste der Toilette aufgeboten, um von der Prinzessin Guiméné nicht verdunkelt zu werden; wenn aber nun diese erschien, und die eifersüchtigen Damen sich selber gestehen mußten, sie sey doch die Schönste, so giengen sie, eine nach der andern, zu ihr hin und sagten ihr: Ach mein Gott! wie sehen Sie heute so übel aus! dann erschrack die reizende Prinzessin, und statt einen Blick in den Spiegel zu werfen, fuhr sie nach Hause.

Unter Allen, die in ihrer ersten Jugendblüthe erschienen, erwarb sich Mademoiselle d'Hautefort, eine Hofdame der Königin, den Preiß. Kaum sah sie der König, als er Neigung für sie faßte. Die Königin bemerkte alsobald, was in dem Herzen dieses Weiberfeindes

vorgieng, und suchte den Funken anzufachen, weil sie meynte, durch diese Gefälligkeit ihn zu gewinnen. Aber er war zu fromm, um sich recht ernstlich zu verlieben, und ich selbst habe Mademoiselle d'Hautefort sagen hören: er spreche von nichts als Hunden und Falken und Jagd mit ihr, und wage es gar nicht ihr nahe zu kommen. Er ließ sich auch darum nicht öfter als sonst in den Zimmern der Königin blicken.

Marie von Medicis herrschte damals unumschränkt. Richelieu war ihre Kreatur, von ihr erhoben. Ich weiß nicht, warum sie unzufrieden mit ihm wurde, und wenige Personen haben es erfahren; aber auf einer Reise nach Lyon, wo der König so krank war, daß man für sein Leben fürchtete, und der Kardinal sich verlohren glaubte, bat die Königin Mutter ihren Sohn, ihn zu verbannen. Ludwig versprach es, nur wünschte er noch einen kurzen Aufschub wegen seiner italienischen Angelegenheiten. Diesen gewährte die Mutter, auf des Sohnes Wort bauend, und dadurch wurde sie

selbst ein Opfer von Richelieu's Ränken. Sie, die Frankreich einen König, Spanien und England Königinnen und Savoyen eine Fürstin gegeben hatte, sie, die Beherrscherin des Reichs, mußte plötzlich alle ihre Größe verschwinden sehen. Nach vollendeter Reise erinnerte sie den König an sein Versprechen, und war nicht wenig erstaunt, Widerstand zu finden, er bat sie sogar, dem Kardinal zu verzeihen. Vergebens machte sie dem Sohne Vorwürfe, vergebens bot sie Thränen auf, er war mit Richelieu einverstanden, der in demselben Augenblicke hereintrat, sich an beide wandte und ganz kalt sagte: er sey gekommen, weil er vermuthet habe, daß man von ihm spreche. Die gereizte Königin, noch mehr erbittert durch seine unvermuthete, von ihr nicht bewilligte, Erscheinung, nannte ihn, in Thränen schwimmend, einen Verräther, und überließ sich dem heftigsten Ausbruche ihres Zorns. Noch bitterer behandelte sie dessen Nichte, die Herzogin von Aiguillon, die gegen das Ende der Unterredung dazu kam.

Richelieu, ohne aus der Fassung zu kommen, warf sich zu ihren Füßen und bat dringend um Verzeihung. Auch der König, den dieser Auftritt sehr zu bewegen schien, knieete vor ihr und vereinte seine Bitten mit denen des Günstlings, allein vergebens. Der König, dadurch gekränkt, begab sich nach Versailles, der Kardinal folgte ihm dahin, und wußte sich seiner so ganz zu bemächtigen, daß er ohne Zweifel schon damals beschloß, was er nachher zu Compiegne gegen seine Wohlthäterin ausführte. Viele, die mit der Königin Mutter im Einverständniß waren, und auf den Sturz des Kardinals ganz sicher gezählt hatten, empfanden die traurigen Folgen dieser Täuschung, und darum nannte man jenen Tag la journée des dupes. Marie von Medicis verdarb Alles dadurch, daß sie in Paris blieb, wo die Feinde des Kardinals eine große Rathsversammlung hielten, und nachher von ihm gerade so behandelt wurden, als sie ihn selber hatten behandeln wollen. Der Marschall von Marillac zum

Beispiel hatte für seinen Tod gestimmt, sobald der König ihn nicht mehr schützen würde; den ließ Richelieu sehr ungerechterweise hinrichten; der Marschall Bassompierre hatte gemeynt, man solle ihn nur ins Gefängniß werfen; dafür brachte er selber 12 Jahr im Kerker zu. Kurz, diese Begebenheit war der erste Grund aller der Verfolgungen und Proscriptionen, welche damals so viele Personen von grossem Ansehn ins Unglück gestürzt haben.

Einige Zeit nach dieser journée des dupes begab sich der Hof nach Compiegne, die beyden Königinnen in der besten Eintracht, denn beyde haßten nun den Kardinal, und ihr Schicksal fieng an sich zu gleichen. Der König, der mit dem Vorsatz schwanger gieng, seine Mutter verhaften zu lassen, war sehr unruhig, weil sein natürliches Gefühl sich noch empörte. Der Minister bot alles auf um seine Rache zu vollstrecken. Endlich — wenige Tage nach der Ankunft des Hofes — wurde plötzlich, sehr früh des Morgens, an das Zimmer der jungen

Königin geklopft — (sie selbst hat mir das Folgende erzählt.) Erschrocken fuhr sie aus dem Schlafe und rief ihre Kammerfrauen. Sie meynte, der König sey an der Thür, da sonst wohl Niemand sich unterstehen könne, auf diese Weise bey ihr einzudringen. Als sie den Bettvorhang wegzog und sah daß es kaum Tag wurde, durchkreuzten schnell trübe Ahndungen ihre Seele. Der Abneigung ihres Gemahls nur allzugewiß, fürchtete sie, man komme ihr anzukündigen, daß sie Frankreich verlassen solle. Sie raffte sich zusammen und bot alle ihre Standhaftigkeit auf. Die Thür wurde geöffnet. Da meldete ihr die erste Kammerfrau den Groß-Siegelbewahrer im Nahmen des Königs. Dieser ungewöhnliche Besuch bestärkte sie noch in ihrer Vermuthung. Allein er kündigte ihr blos an, daß der König, aus gewissen Staatsursachen, sich genöthigt gesehen, seine Mutter hier, unter Aufsicht des Marschalls d'Etrées zu lassen; er bitte sie aufzustehen, die Gefangene aber nicht zu besuchen, sondern zu den

Capuzinern zu kommen, wo er sie erwarte. Man denke sich die Bestürzung der jungen Königin. Sie stand sogleich auf, aber es war ihr unmöglich sich hinweg zu begeben, ohne ihre Schwiegermutter noch einmal zu sehn. Um jedoch nicht geradezu den Gehorsam gegen ihren Gemahl zu verletzen, ließ sie der Gefangenen sagen, sie wünsche sehr sie zu sprechen, allein aus gewissen Ursachen könne sie dieselbe nicht besuchen, ohne zuvor von ihr darum gebeten zu seyn. Die alte Königin schickte augenblicklich ihre erste Kammerfrau mit der verlangten Bitte. Ihre mitleidige Schwiegertochter warf blos einen Schlafrock über das Hemd und eilte zu ihr. Sie saß im Bett, ihre Kniee umfassend, und rief der Kommenden entgegen: Ach meine Tochter! ich bin todt oder eine Gefangene! was will der König mit mir machen? Die junge Königin warf sich sehr bewegt in ihre Arme, und vergaß in diesem Augenblick allen Verdruß, den sie ihr vormals angethan. Sie trennten sich als warme

Freundinnen, sie hatten sich zum leztenmal gesehn. Marie entfloh aus ihrem Kerker und gieng nach Flandern, wo die Infantin Clara Eugenia sie sehr wohl aufnahm, und wohin auch ihr Sohn, des Königs einziger Bruder sich flüchtete, nachdem er Drohungen gegen den Kardinal ausgestossen. Nach dem Tode der Infantin suchte Marie eine Zuflucht in England, wo die damaligen Volksbewegungen sie wiederum vertrieben. Sie gieng nach Holland und von da nach Cölln, wo sie bekanntlich, zu Richelieu's ewigem Schimpfe, im tiefsten Elend starb.

Nach dem Besuche, den der jungen Königin ihr Herz geboten, begab sie sich zu den Capuzinern, wo sie den König fand und mit ihm zurück nach Paris fuhr. Damals war es, daß er ihr Mademoiselle d'Hautefort präsentirte, und sie bat aus Liebe zu ihm, dieses schöne Mädchen zu lieben und gut zu behandeln. Solche Empfehlungen sind nicht allen Gattinnen angenehm; die Königin zwang sich zu einer freundlichen Aufnahme, liebte aber Mada-

me d'Hautefort bald um ihrer selbst willen (denn sie verdiente es) und wurde von ihr herzlich wieder geliebt. Als der König das bemerkte, erkaltete nicht allein seine Neigung, sondern die täglich wärmer werdende Freundschaft zwischen seiner Gemahlin und seiner Geliebten, war ihm so zuwider, daß die leztere endlich ganz in Ungnade fiel und in die Provinz zurückkehren mußte. Die erstere hingegen empfieng jezt mehrere und freundlichere Besuche von ihm als vormals, vielleicht um das Volk zu besänftigen, dem die Gefangenschaft der Königin Mutter sehr anstößig schien, so wie die gegen mehrere Personen verübte, grausame Strenge. Hingegen liebte es die junge Königin sehr, und sah mit Vergnügen das bessere Vernehmen zwischen ihr und ihrem Gemahl. Um sie zu gewinnen, rief der Kardinal auch die Herzogin von Chevreuse aus ihrer Verbannung zurück. Ohne Zweifel versprach sie ihm alles was er begehrte. Im Grunde hatte er sie nie gehaßt, ihre Reize hatten Eindruck auf

ihn gemacht, und ihr Schicksal war eigentlich nur eine Folge des Hasses der Königin Mutter. Da er nun mit dieser zerfallen war, so wünschte er, durch Vermittelung der Favorite, sich mit der jungen Königin auszusöhnen. Auch den Chevalier de Jars, der gleichfalls ihretwegen entfernt worden war, ließ er aus England zurückkommen.

Madame de Chevreuse schien nunmehr in vertrauten Verhältnissen mit dem Kardinal zu stehen, blieb aber darum nicht minder der Königin ergeben, und warb auch für ihre Parthey den Groß-Siegelbewahrer Chateauneuf, der in sie verliebt war.

Der schlaue Minister merkte aber bald, daß eine neue Verschwörung gegen ihn sich entspann. Er zerhieb den Knoten auf der Stelle. Madam de Chevreuse mußte abermals den Hof verlassen, und gieng nach Spanien, wo sie Ehrenvoll aufgenommen wurde, und wo sogar der König gegen ihre Reize nicht unempfindlich soll gewesen seyn. Der Groß-Siegelbewahrer

wurde nach Angoulême geschickt. Dem Chevalier de Jars gieng es am schlimmsten. Er ist nachher einer meiner vertrautesten Freunde geworden, und daher kenne ich sein Schicksal genau, in welchem er einen so grossen und biedern Character entwickelte. Eilf Monat saß er in der Bastille in ein Loch gespert. Es war im Winter als man ihn arretirte, und das schwarze Sammtkleid, welches er in diesem Augenblicke trug, kam, während der schrecklichen eilf Monate nicht von seinem Leibe. Man verhörte ihn 50mal mit der größten Strenge; er antwortete stets mit Verstand und Festigkeit, ohne sich je zu verwickeln oder zu irgend Jemandes Nachtheil zu sprechen. Man brachte ihn endlich nach Troyes wie einen Verbrecher, den man zum Tode führt. Als er durch den Hof der Bastille geschleppt wurde, erblickte er den Marschall Bassompierre und einige andere Gefangene, die man gelinder behandelte. Er rief ihnen zu: „Lebt wohl! ich weiß nicht wo„hin ich gehe, aber seyd versichert, es möge mir

„auch begegnen was da wolle, ich bleibe ein „Mann von Ehre, und werde nie, weder an „meinen Freunden noch an mir selber, zum „Verräther werden.“ Zu Troyes fand er in einem gewissen Laffemas denselben Richter wieder, der ihn schon in der Bastille gequält hatte, und den man nur des Kardinals Henkersknecht zu nennen pflegte. Man wollte falsche Zeugen erkaufen. Der Prévôt de l'Ile, der ihn auf der Reise von Paris nach Troyes begleitet hatte, sollte aussagen, der Chevalier habe unterwegs aufrührerische Reden gegen den Staat ausgestoßen, allein der ehrliche Mann verstand sich durchaus nicht dazu. Laffemas wußte, daß Richelieu den Tod des Gefangenen nicht wollte, weil er ihn selber für unschuldig hielt, und durchaus keine Beschönigung eines Todesurtheils finden konnte, allein er hoffte durch die Furcht dafür, und durch alle sonst nur ersinnlichen Quaalen, ihm die Geheimnisse der Königin und ihrer Vertrauten abzulocken. Der Kardinal pflegte zu sagen; man gebe mir nur

zwei Zeilen, die der unschuldigste Mensch geschrieben, so will ich ihm den Prozeß machen, denn in zwei Zeilen kann man Alles finden, was Einem beliebt.

Eines Tages, am Feste aller Heiligen, begab sich ein sonderbarer Auftritt. Laffemas hatte dem Chevalier erlaubt, die Messe zu hören, und ihn unter starker Bedeckung zu den Jacobinern führen lassen. Da erblickte der Gefangene den Herrn Intendanten Laffemas, nebst seiner Frau, wie sie am Hochaltar das Abendmahl empfiengen. Plötzlich riß er sich los von seiner Wache, stürzte hin zum Altare, packte den Schurken bei der Brust und schrie: „Mensch! du hast deinen Gott jetzt auf „den Lippen! jetzt sage die Wahrheit vor Gott „und den Menschen! bekenne meine Unschuld „und deine Verfolgungswuth! bist du ein „Christ, wie du in diesem Augenblicke heuchelst, „so bekenne laut, daß du ein Schurke gewesen! „ich nehme diese ganze Versammlung zum Zeu-

„gen, daß ich dich nicht für meinen Richter er-
„kenne!“

Man denke sich den bleichen, bebenden Sünder. Das Volk drängte herzu und fieng an zu murren. Der Prévôt de l'Ile, der gegenwärtig war, wollte die Feinde trennen, aber der Chevalier ließ seinen Mann nicht los. „Du „sollst antworten!“ schrie er und schüttelte ihn. Da ermannte sich Laffemas endlich und sprach mit großer Kälte: „Mein Herr, worüber be-
„klagen Sie sich? ich versichere Sie, daß der
„Herr Kardinal Sie liebt.“ Und als der Chevalier fortfuhr, auf eine Antwort wegen seiner Unschuld zu dringen, sagte er: „Sie werden
„damit abkommen, nach Italien zu gehen. In-
„dessen will ich Ihnen einige kleine Briefchen
„von Ihrer Hand geschrieben zeigen lassen,
„aus welchen Sie sehen werden, daß Sie schul-
„diger sind, als Sie sich einbilden.“

Nach dieser, in ihrer Art einzigen, Scene glaubte der Chevalier sich verlohren, und beschloß, seinem Tode muthig entgegen zu gehen.

In der That führte man ihn auf den Armen-Sünderstuhl, wo er abermals den Laffemas als seinen Richter verwarf, ihn wiederhohlentlich einen Bösewicht nannte, und den übrigen Richtern dessen Schelmenstreiche erzählte. Bei einem zweiten Verhöre ließ man ihn drei Stunden auf jenem beschimpften Stuhle sitzen, allein er vertheidigte sich mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und man hoffte vergebens, daß er einen seiner Freunde verrathen werde. Beim Weggehn näherte sich ihm der Prévôt de l'Ile und flüsterte ihm zu: „fassen Sie Muth, ich „hoffe das Beste, denn man hat mir befohlen, „Sie in Ihr Gefängniß zurückzuführen, da „man sonst diejenigen, die man zum Tode ver„dammen will, an einen andern Ort bringen „läßt."

Der Chevalier antwortete ihm in seinem gewöhnlichen Tone: „Mein Freund, diese „Spitzbuben werden mich hinrichten lassen, ich „sehe es an ihren Gesichtern. Man muß sich „drein ergeben, und der Kardinal soll wüthend

„werden, wenn er hört, daß ich mich weder um „ihn noch um seine Tortur bekümmere.“ —

Sobald der Chevalier abgetreten war, zeigte Laffemas den Richtern einen Brief vom Kardinal, oder vielmehr vom Könige selber, in dem es hieß: „wird er zur Folter verur„theilt, so soll man ihm die Instrumente zei„gen, aber ihn nicht foltern. Wird er zum „Tode verdammt, so soll das Urtheil aufge„schoben werden.“ — Das leztere geschah. Man führte ihn auf das Schaffot. Er erschien mit all dem Muthe, der einem solchen Ehrenmanne geziemt. Er sprach mit tiefer Verachtung von seinen Richtern und von seinen Feinden. Mir hat er nachher bekannt, daß er in seinem Innern viel gelitten habe, aber Gott habe ihm die Kraft verliehen, sich selbst getreu zu bleiben. Schon war er bereit, den Todesstreich zu empfangen, als man ihm seine Begnadigung ankündigte. Von Andern hab' ich gehört, daß er lange nicht sprechen konnte, und fast ohnmächtig war; auch in dem Helden

empört sich das Leben gegen die Vernichtung. Er ging nach Italien, wo er seine Zeit angenehm verlebte. Nach dem Tode des Kardinals war er so billig zu bekennen, daß er ihm das Leben verdanke, „Denn" sagte er; „wenn „Er gewollt hätte, die Schurken hätten mich „wahrhaftig köpfen lassen."

Der König überließ sich nun ganz seinem Günstling, und führte mehrere Jahre lang ein trauriges, einförmiges Leben zu St. Germain, und, während seine Armeen Schlachten gewannen und Städte eroberten, fieng er Vögel. Er war ein unglücklicher Fürst, denn er liebte Niemanden, auch sich selbst nicht einmal. Auf die Größe seines Ministers war er eifersüchtig und konnte doch nicht ohne ihn leben. Die Königin gewöhnte sich an die Einsamkeit so gut sie konnte, war fromm und zerstreute sich höchstens durch einige Neuigkeiten, die ihre Vertrauten ihr zukommen ließen. Zwar versuchte sie noch mitunter gegen den Kardinal Intriguen

zu spinnen, aber er machte sich nur lustig darüber und war mächtiger als jemals.

Aus langer Weile verliebte sich der König aufs neue in Mademoiselle Lafayette, auch eine Hofdame der Königin, eine hübsche Brünette, wiewohl nicht so schön als Madame d'Hautefort. Sie war ein stolzes und doch liebenswürdiges Mädchen. Ihr vertraute auch der König seinen Verdruß über Richelieu's allzugroße Macht. Sie bestärkte ihn darin und ließ ihn fühlen, daß er sich dadurch entehre. Der Kardinal that alles Mögliche um sie zu gewinnen, aber sie zeigte mehr Character als die übrigen Schranzen, die ihm treulich Alles zutrugen, was der König gegen ihn sprach. Theils thaten sie das aus Eigennutz, theils weil sie befürchten mußten, daß der schwache König selber sie verrathen werde, und es daher besser sey, ihn zu verrathen. Mademoiselle Lafayette hingegen trotzte Allem und war heimlich entschlossen, im schlimmsten Falle eine Nonne zu werden. Da der König sie so zuverlässig fand, so liebte

und achtete er sie wahrhaft, denn er hatte doch nun Jemanden auf der Welt, dem er sich vertrauen konnte, und ich weiß, daß er Gesinnungen für sie hegte, die sich hoch über die gewöhnlichen Neigungen der Menschen erhuben.

Mit der Königin gieng die Favorite, aus ähnlichen Gründen, sehr zurückhaltend um. Des Königs sittsame, keusche Liebe verpflichtete sie zur Dankbarkeit und treue Bewachung seiner Geheimnisse. Der Königin mißfiel diese Liebe, obschon sie längst an das Unglück gewöhnt war, von ihrem Gemahl nicht geliebt zu werden.

Als der Kardinal sah, daß er die Favorite nicht gewinnen konnte, so suchte er das Glück der schuldlos Liebenden zu vernichten. Er bediente sich dazu der Beichtväter, die in beyder Gewissen so viele Scrupel erregten, daß Mademoiselle Lafayette sich entschloß in ein Kloster zu gehen und der König es duldete. Im Grunde war es würklich ihr Beruf, wie ich aus den Memoiren ersehen habe, die der Pa-

ter Caussin, des Königs Beichtvater, hinterlassen, und die mir der Graf von Maure gezeigt hat. Aus diesen erhellt, daß Caussin selber ihr gerathen, nicht ins Kloster zu gehen, weil er sich ihrer bedienen wollte, um die Zurückberufung der Königin Mutter zu bewürken, und den König zu bewegen, das Joch des Kardinals endlich abzuschütteln. Aber sie bestand auf ihrem Entschluß, und bat Caussin, ihr des Königs Erlaubniß auszuwürken. Caussin that es mit Widerwillen, und erzählt, wie betrübt der König bei dieser Nachricht gewesen. Er warf sich auf sein Bett und weinte und klagte, daß ihn Jedermann verlasse. Doch die Frömmigkeit besiegte endlich den Widerstand seines Herzens. „Ja, sie ist mir sehr theuer," sagte er, „aber wenn Gott sie ruft, so will ich nicht „widerstreben."

Mit großer Standhaftigkeit verließ sie den Hof, nicht achtend weder des Königs Thränen, noch die Schadenfreude ihrer Feinde, das einzige — wie sie mir nachher gestanden — was

sie Ueberwindung kostete. Beim Abschied sprach sie lange mit dem Könige in Gegenwart des ganzen Hofes. Ihr Gesicht blieb unverändert, sie war so stark, keine Thräne zu vergießen, indessen der König vor allen Zuschauern laut weinte. Aber sie war nicht unempfindlich; denn nachdem sie auch von der Königin Abschied genommen, und in ihr Zimmer kam, dessen Fenster auf den Hof giengen, hörte sie des Königs Wagen vorfahren, und lief ans Fenster, um ihn — der sich zerstreuen wollte — einsteigen zu sehen. Als der Wagen fortrollte, wandte sie sich zu der Gräfin von Flex, die eben bei ihr war, und sagte mit dem tiefsten Schmerz: „Ach! ich werde ihn „nicht wiedersehen!"

Doch sie sah ihn noch oft wieder, denn der König besuchte sie sehr bald in ihrem Kloster, und blieb die erstenmale so lange an das Sprachgitter gefesselt, daß der Kardinal aufs neue unruhig wurde und Alles aufbot, um ihn ganz von der Geliebten zu trennen. Es ge-

lang ihm endlich, seinem Könige die einzige Freundin, und mit ihr den einzigen Trost zu rauben, den er auf der Welt hatte.

So unschuldig nun auch diese ganze Liebschaft endete, so hatte es doch einen Augenblick gegeben, wo die Tugend beider Liebenden wenigstens strauchelte. Mademoiselle Lafayette, die nachher meine Freundin wurde, hat mir das selbst in Chaillot erzählt. In den letzten Tagen nemlich ihres Aufenthalts am Hofe, und ehe sie noch fest entschlossen war, eine Nonne zu werden, wurde des Königs Leidenschaft sinnlich und er drang in sie, ganz die Seinige zu werden, worauf er sie in Versailles einrichten wollte. Der Schrecken über diesen Vorschlag beschleunigte ihren Entschluß, im Kloster Schutz vor dem Geliebten und vielleicht vor ihrem eigenen Herzen zu suchen. Auch der fromme König schämte sich nachher seiner Sinnlichkeit, und, wäre diese Scene nicht vorher gegangen, er würde nie darein gewilligt haben, daß sie den Schleyer nehme. Das

Beispiel ihrer Tugend würkte so stark auf ihn, daß er nun selber die Frömmigkeit zu weit trieb, und wenn er im Sprachzimmer mit ihr sich unterhielt, so erwähnte er oft eines Planes, der, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, ganz Europa würde in Erstaunen gesetzt haben.

Es trug sich aber nun eine Begebenheit zu, welche wohl fähig war seine Schwermuth zu zerstreuen. Die Königin — mit der er seit 22 Jahren in einer unfruchtbaren Ehe lebte — wurde schwanger. Man sagt, es sey an einem Tage geschehen, wo er bis zum späten Abend im Kloster gewesen war. Als er nach St Germain zurückkehren wollte, fand er das Wetter so schlecht, daß er sich entschloß, im Louvre zu übernachten, wo für ihn kein anderes Bett war, als das der Königin. Dieser, für ganz Europa so folgenreiche, Zufall gab Ludwig dem XIV. das Daseyn und das Volk nannte ihn den von Gott Gegebenen (Dieudonné).

Die Königin selbst verdankte diesem Zufall ihre Rettung, denn kurz vorher hatte sich eine sehr unangenehme Begebenheit zugetragen, wo sie ihrem gänzlichen Verderben nur dadurch entrinnen konnte, daß sie mit eigner Hand ein Bekenntniß ihrer Schuld niederschrieb, den König in den demüthigsten Ausdrücken unter Thränenströmen um Verzeihung bat, und sich selber deren unwürdig erkannte. Dennoch war sie unschuldig in Rücksicht auf den König, aber schuldig, wenn es anders ein Verbrechen war, daß sie an ihren Bruder, den König von Spanien, und an Madame de Chevreuse geschrieben hatte. La Porte, im Dienst der Königin, hat mir selbst alle Einzelheiten dieser unangenehmen Begebenheit erzählt, und zwar zu einer Zeit, wo er bei seiner Gebieterin in Ungnade gefallen war, und keine Ursache hatte mit ihr zufrieden zu seyn, folglich sprach er gewiß die Wahrheit. Er wurde zu der nemlichen Zeit verhaftet, da der Kanzler jenen berüchtigten Besuch in der Abtey Val de Grace

abstattete; er war der Briefträger der Königin. Man verhörte ihn dreimal in der Bastille, er leugnete standhaft. Da wollte der Kardinal ihn selbst verhören, und ließ ihn, in Gegenwart des Kanzlers, in sein Zimmer kommen. Er blieb dabei, es sey ihm unbewußt, daß die Königin nach Spanien, oder an Madame de Chevreuse, auf einem andern Wege als durch die Post geschrieben, (denn das letztere war ihr erlaubt.) Umsonst ersuchte man ihn zu bestechen, umsonst versprach ihm der Kardinal große Belohnungen, er erklärte, daß er lieber sterben wolle, als eine falsche Anklage gegen seine Gebieterin auf sein Gewissen laden. Richelieu, der gewiß wußte, daß er die Unwahrheit sagte, bewunderte seine Treue, und rief aus: „mögte ich doch so „glücklich seyn einen solchen Menschen zu be„sitzen!“

Es trat noch ein schlimmer Umstand ein. Man hatte einen Brief in Ziffern aufgefangen, den man der Königin vorwieß. Sie konnte

ihn nicht ableugnen, kehrte ihn aber zum Besten so gut es gehen wollte. Nur war durchaus nöthig, daß Laporte von dem, was sie ausgesagt, unterrichtet wurde, damit er ihr nicht widerspräche. Aber wie sollte man ihm beibringen, was er wissen mußte? — Hier trat Madame d'Hautefort, die damals noch bei Hofe war, großmüthig dazwischen. Sie verkleidete sich in ein Kammermädchen und gieng selbst nach der Bastille, um Laporte einen Brief zu bringen. Aber diesen in seine Hände zu spielen, würde noch sehr schwer gewesen seyn, wenn nicht glücklicherweise der Chevalier de Jars eben damals in der Bastille gesessen und viele Leute zu gewinnen gewußt hätte. Kurz, Laporte erhielt den Brief glücklich und ersah daraus, was die Königin bekannt hatte. Als man ihn nun, beim nächsten Verhör, mit der Tortur bedrohte, auch die Werkzeuge derselben ihm zeigen ließ, da stellte er sich erschrocken, und sagte, wenn man ihm einen rechtlichen, zu der Dienerschaft der Königin

gehörigen, Mann zuführe, so wolle er dem Alles sagen, was er wisse.

Laffemas ermahnte ihn, selbst einen solchen Mann zu wählen, zu dem er Vertrauen habe. Da wählte der schlaue Laporte einen gewissen La Rivière, einen Freund von Laffemas und den er gar nicht für einen ehrlichen Mann hielt. Laffemas, sehr erfreut über diese Wahl, meldete es sogleich höhern Orts; der König und der Kardinal liessen La Rivière kommen, und gaben ihm den Auftrag, Laporte's Geständnisse anzuhören und zu berichten. Als La Rivière zu dem Gefangenen hinein trat, befahl er ihm, im Nahmen der Königin, Alles zu sagen, was er von ihren Angelegenheiten wisse. Laporte stellte sich, als glaube er an diese Botschaft seiner Gebieterin, machte zum Schein noch einige Umstände, und vertraute dann dem Abgesandten nichts mehr und nichts weniger, als was die Königin bereits bekannt hatte. Da stand der Kardinal verblüfft und der König schien sehr zufrieden.

Der ehrliche Laporte hat mich versichert, daß es ihm noch immer unbegreiflich sey, wie man aus diesen Briefen, deren Inhalt er kannte, der Königin habe ein Verbrechen machen können, denn sie hätten nichts weiter als Spöttereien über den Kardinal enthalten, aber durchaus keine Sylbe weder gegen den König noch gegen den Staat.

Der Sturm gieng also vorüber; doch ehe der König mit seiner Gemahlin sich aussöhnte, verlangte er noch, sie solle eigenhändig an La Porte schreiben, und ihm befehlen, Alles zu sagen, was er von ihr wisse. Sie mußte gehorchen, aber Laporte war schlau genug zu merken, daß dieser Brief ihr war dictirt worden, und änderte nichts an seiner Aussage. Der Königin antwortete er sehr ehrerbietig, sie könne aus dem Protokoll ersehen, daß er bereits ihre Befehle erfüllt habe, und daß weder der Verlust seines Dienstes noch seines Kopfes ihn bewegen könne, Unwahrheiten zu sagen. Diese Antwort bestätigte den König

in der Meinung, daß seine Gemahlin nicht so schuldig sey als er geglaubt, und das gute Vernehmen wurde wieder hergestellt. Es war zu Chantilli, wo dieser große Zwist sich ereignete, an den die Königin nie ohne Entsetzen zurückdenken konnte. Man sagte, der Kardinal habe dadurch bewürken wollen, daß sie entweder nach Spanien zurückgehen oder sich mit ihm aussöhnen müßte. Der Streich mißlang und da sie vollends bald nachher schwanger wurde, so bezeigte ihr der König sogar eine Art von Zärtlichkeit.

Leider währte das nicht lange. Als sie entbunden war, mußte man ihm zureden, sich ihr zu nähern und sie zu umarmen. Man glaubte, nun, nachdem sie einen Dauphin gebohren, werde ihr Einfluß sich vermehren, aber es blieb beim Alten. Sie hatte das Glück, dem Könige noch einen zweiten Sohn zu schenken, dessen Geburt ihn fast noch mehr zu erfreuen schien, als die des Dauphin. Der letztere war kaum drei Jahr alt, als der Kö-

nig schon eine Art von Eifersucht und Widerwillen gegen ihn zu verrathen schien. Die Königin hat mir selbst erzählt, daß, als ihr Gemahl eines Tages von der Jagd zurückgekommen, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, der kleine Prinz, der nicht gewohnt war, ihn so zu sehen, sich vor ihm gefürchtet und geweint habe; über diese Kleinigkeit sey der Vater sehr erzürnt gewesen, und habe ihr vorgeworfen, sie flöße dem Kinde Furcht und Widerwillen gegen ihn ein, habe sie auch mit vieler Härte bedroht, ihr beide Kinder wegzunehmen.

Der Kardinal hatte ihm, in der Person des Oberstallmeisters Cinqmars, einen neuen Günstling gegeben, gleichsam um ihm die entrissene Geliebte zu ersetzen. Vielleicht geschah es auf dessen Rath, daß der König, als er nach Narbonne reiste, sich freundlicher benahm, und beim Abschied zu der Königin sagte: sie solle ihre Kinder wohl in Acht nehmen und sie nicht aus den Augen lassen; ein Befehl,

den er ihr nicht einzuschärfen brauchte, da diese Kinder ihre einzige Freude waren.

Sobald der Oberstallmeister würklich das Vertrauen des Königs gewann, sobald wurde Richelieu eifersüchtig auf sein eigenes Geschöpf, sprach verkleinernd von ihm zu dem Könige, hinderte dessen Erhebung zum Herzog und Pair des Reichs, wie auch dessen Eintritt in den geheimen Rath. Dadurch wurde Cinqmars so erbittert gegen seinen Wohlthäter, daß er sich zu dessen Feinden gesellte und, wenn der König, nach seiner Gewohnheit, über des Ministers Allmacht klagte, so stimmte Cinqmars ein, reizte ihn immer mehr, und soll ihn würklich bestimmt haben, sich des Kardinals zu entledigen. So entstand denn abermals eine gefährliche Verschwörung gegen diesen grossen Mann, eine der seltsamsten Verschwörungen, denn der König selber stand schweigend an der Spitze, der Herzog von Orleans, des Königs einziger Bruder, lieh den Nahmen dazu, Cinqmars war die Seele und der Herzog von

Bouillon der Rath derselben. Dieser leztere bestimmte Sedan zum Sicherheits-Platz, und es wurde sogar schon ein geheimer Tractat mit Spanien geschlossen, im Fall der Cardinal, der alle Festungen in seiner Gewalt hatte, Widerstand leisten sollte. Er war damals krank, das mehrte die Hoffnung der Verschwornen; sie meynten er habe nur noch wenige Tage zu leben, und vertheilten bereits die höchsten Würden unter sich. Der König nahm von der Krankheit des Ministers wenige Kunde und vernachlässigte ihn. Jedermann glaubte ihn gestürzt, ganz Frankreich jubelte darüber, theils aus Hang zur Veränderung, theils wegen vieler von ihm begangenen Grausamkeiten.

Aber der kranke Löwe schüttelte plötzlich seine Mähnen. Er hatte Alles erfahren was gegen ihn geschmiedet wurde, auch den Tractat mit Spanien hatte Chavigni ihm verrathen. Diesen gewandten Unterhändler schickte er zum Könige, der damals zu Narbonne war, und sich leicht überreden ließ, daß das Heil seiner Staaten

von dem Sturz der Verschwornen abhänge. Der schwache Ludwig überließ seinen Günstling der Strenge der Gesetze, und, was mehr ist, dem Hasse des Kardinals. In wenigen Stunden gieng eine gänzliche Verwandlung am Hofe vor. Cinqmars, zum leztenmale vom Könige kommend, der wie gewöhnlich mit ihm umgegangen war, erhielt einen Wink auf seine Sicherheit zu denken. Er schickte einen seiner Leute aus, um zu sehen ob die Stadtthore offen wären; dieser Mensch begnügte sich, die Leute auf der Strasse darum zu fragen, die ihm zufällig Nein antworteten. Das benahm seinem Herrn den Muth zu fliehen. Er versteckte sich bey einer Dame von seiner Bekanntschaft im Heu, wo er einige Tage, man kann denken in welcher Pein, verlebte, bis man ihn fand, und im Nahmen des Königs verhaftete, auf dessen Freundschaft er noch immer seine Rettung baute. Er wurde in den Kerker geworfen nebst seinem Freunde de Thou, der leztere blos, weil er um den Tractat mit Spanien gewußt,

ihn zwar mißbilligt, aber nicht entdeckt hatte, eigentlich wohl nur, weil er den Minister haßte.

Richelieu lag noch immer krank zu Tarascon, wenige Meilen von des Königs Aufenthalte, noch immer wurde er von Ludwig vernachlässigt; aber, nach dem über seine Feinde errungenen Triumphe, wollte er nun auch über seinen König triumphiren, und zwang ihn würklich, obgleich er damals auch krank war, sich zu ihm tragen zu lassen. Sie brachten einige Stunden beieinander zu, dem Scheine nach erfolgte eine gänzliche Versöhnung, sogar vergaß der König sich so weit, ihm seine eigenen Kinder als Geiseln anzubieten; die Königin mußte sie ihm ausliefern; sie that es seufzend aber schweigend. Gleichen Uebermuth bewieß Richelieu gegen die Gefangenen, die nach Lyon geführt wurden. Er ließ an das Boot, auf dem er selber krank und fast sterbend die Rhone hinauf fuhr, dasjenige befestigen, auf welchem die Gefangenen sich befanden, und so schleppte er sie im Triumph hinter sich her, wie vormals die römi-

schen Consuln besiegte Könige. Beyde starben auf dem Schaffot. Beym Anblick der Folter war Cinqmars so schwach zu bekennen, daß de Thou um den Tractat gewußt, wodurch er das Publicum sehr gegen sich aufbrachte, übrigens aber gieng er herzhaft zum Tode. Er war ein sehr schöner Mann. An seinem Todestage kleidete er sich so sorgfältig, als ob er nach Hofe gehen müsse. Er schrieb noch einen kindlichen Brief an seine Mutter, der er seine Leute, und sich selbst ihrem Gebet empfahl. Nachdem er sein Todesurtheil angehört, wurde er noch ruhiger und beichtete mit vieler Andacht. Im Gespräch mit seinem Beichtvater äusserte er, daß ihn nichts mehr in Erstaunen gesetzt und gekränkt, als von allen seinen Freunden sich verlassen zu sehen, da er doch, während der Dauer seiner Gunst, unaufhörlich bemüht gewesen sey, sich deren zu erwerben, allein er sehe nun wohl, wie wenig man auf Dankbarkeit zählen könne. „O was ist die Welt!“ rief er öfter mit Bitterkeit.

Der König wünschte in der That ihn zu retten, sprechend, er sey vom Herzog von Bouillon verführt worden, und nur dieser habe den Tod verdient, aber Richelieu verlangte dieß Opfer und der König brachte es. Cinqmars wurde von ganz Frankreich bedauert, dessen Wünsche seine Unternehmung begleitet hatten. Die Damen besonders beweinten ihn als einen ihrer eifrigsten Verehrer, und eine grosse Prinzessin, die ihn geliebt hatte, mußte sich herablassen, von der Nichte des Kardinals die Zurückgabe ihrer Briefe zu erbitten.

Auch de Thou starb standhaft. Er war ein Mann von grossen Verdiensten. Seinen Richtern sagte er: sein ganzes Verbrechen bestehe darin, daß er Ohren gehabt habe. Aus Redlichkeit hatte er sich aus allen Kräften dem Tractat widersezt, aber aus Redlichkeit hatte er auch geschwiegen da er nicht durchdringen konnte. Auf dem Blutgerüste umarmten er und Cinqmars sich brüderlich, de Thou umarmte auch seinen Hen=

ker als ein verzeihender Christ. Es war am 12ten December 1642 als sie hingerichtet wurden.

Der Strafbarste von allen war Fontrailles, der den Tractat in Spanien geschlossen hatte, aber schlauer als die übrigen entgieng er dem Tode. Den Tag vor dem Ausbruch der grossen Begebenheit erfuhr er von dem Oberstallmeister, daß Chavigni sich mit dem Könige eingeschlossen habe und daß man nicht wisse wovon die Rede sey. Da schüttelte Fontrailles den Kopf, sprechend: „Mein Herr, „Sie müssen am besten wissen, wie weit Sie „dem Könige trauen dürfen. Mir ist die „Sache verdächtig. Sie sind schön gewachsen, „und wenn man Sie um einen Kopf kleiner „machte, so bleiben Sie immer noch groß ge„nug; ich aber, der ich ohnehin klein bin, „kann nichts verlieren ohne ein Zwerg zu „werden. Erlauben Sie daher, daß ich meinen „Kopf vor den Beilen in Sicherheit bringe.“ Mit diesen Worten schwang er sich auf sein

Roß und flüchtete nach Spanien, von wo er so eben erst zurückgekommen war. Den Tractat soll er in der Tasche gehabt haben; es gab aber schon so viele Abschriften davon, und die Theilnehmer giengen so unvorsichtig damit um, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der wachsame Kardinal nicht auch eine derselben zu erhalten gewußt hätte.

Die Verblendung aller, besonders des Oberstallmeisters, war unbegreiflich. Während Chavigni mit dem Könige eingeschlossen war, vertrieb er sich die Zeit mit einem Roman im Vorzimmer.

Kurz vor des Königs Reise nach Narbonne, hatte Monsieur, dessen Bruder, der Königin die Verschwörung entdeckt, ihr auch die Verschwornen genannt und sie zur Theilnahme überreden wollen. Allein obgleich ihr eigner Gemahl an der Spitze stand, so fürchtete sie dennoch, durch Erfahrung weise geworden, die Macht des Kardinals, weigerte sich Theil zu nehmen und bat ihren Schwager inständigst,

Niemanden zu verrathen, daß sie darum wisse. Er versprach es ihr und hielt Wort. Auch der Oberstallmeister fragte sie vor seiner Abreise, ob sie keine Nachricht von ihrem Bruder habe? sie merkte, daß er ein Gespräch über die Verschwörung einleiten wolle, und brach kurz ab, antwortend: sie werde sich wohl hüten mit ihrem Bruder Briefe zu wechseln, da es ihr so streng verboten sey. Alles das hab' ich aus ihrem eignem Munde.

Während dieses Trauerspiel zu Narbonne aufgeführt wurde, war Monsieur zu Bourbon, sich krank stellend, aber er täuschte Niemanden. Man wollte ihn verhaften, er floh nach Auvergne, wo er sich in den Gebürgen herumtrieb und den Ort seines Aufenthalts oft verwechselte, um nicht gefunden zu werden. Den Abbé de la Rivière, einen feinen Unterhändler, schickte er zum Kardinal um eine Aussöhnung zu bewürken. Der schlimmste Punct war die Verabredung, welche Richelieu zu Ohren gekommen, daß Cinqmars ihn in Gegenwart von

Monsieur ermorden sollte. Das leugnete aber der Abbé gänzlich und wußte seine Rolle so geschickt zu spielen, daß der Kardinal, nachdem er weggegangen, zu seinen Freunden sagte: „Ueberzeugt hat er mich nicht, doch wenigstens „Zweifel in mir erregt."

Als der Abbé zum Könige kam, und damit anfieng, ihn der Treue und Ergebenheit seines Bruders zu versichern, unterbrach der König ihn zornig, und verbot ihm von Treue zu sprechen, da seines Bruders Treulosigkeit gegen ihn nur allzu bekannt wäre. Nachdem der Abbé seinen Herrn so gut als möglich entschuldigt hatte, forderte der König, er solle alles, was er gesagt, schriftlich von sich geben. Dessen weigerte er sich standhaft. Vergebens bedrohte man ihn mit dem Gefängniß, vergebens hielt man ihn würklich eine Stunde lang eingesperrt, er blieb dabey, er dürfe nichts niederschrieben, weil er nicht einmal auf Befehl seines Herrn, sondern nur auf den Rath des Kardinals eine Audienz bey Sr. Majestät erbeten

habe, wie auch der Wahrheit gemäß war. Diese Ausflucht verwirrte den König, dem man für diesen Fall keine Lection einstudiert hatte, und so zog sich der Abbé aus der Schlinge. Mit Richelieu legte er alles glücklich bey, obschon dieser sich verlauten ließ: Monsieur habe eine Handlung begangen, die einen französischen Prinzen beschimpfe und den Tod verdiene. Erstaunt fragte la Revière, welche Handlung das sey?

„Der König selber wird sie Ihnen sagen" antwortete der Kardinal, „gehn Sie noch ein„mal zu ihm, und seyn Sie eines gnädigen „Empfanges gewiß." Der König nahm ihn dießmal freundlicher auf, zeigte ihm den Tractat mit Spanien und sprach sonst noch von Manchem, wodurch sein Bruder ihn beleidigt hatte. Als Monsieur erfuhr, daß Alles entdeckt sey, weinte er vor Verdruß oder Schaam, bat um Barmherzigkeit, und war froh, daß der Kardinal ihn in Ruhe ließ.

Der Herzog von Bouillon commandirte damals in Italien mit vielem Ruhme. Er erwartete täglich den Courier mit der Nachricht von der Ermordung des Ministers, statt dessen sollte er ihm die Botschaft von dem Umsturz aller seiner Hoffnungen bringen. Der Courier sprach unterwegs bey dem Vicomte de Turenne, des Herzogs Bruder ein, um die Pferde zu wechseln, und, ohne zu verrathen warum er so eile, erzählte er diesem blos, daß der Oberstallmeister verhaftet worden sey. Türenne, Richelieu's Freund, und nicht fern von dem Orte, wo dieser krank lag, glaubte ihm ein Vergnügen zu machen, wenn er diese Nachricht ihm schnell mittheilte. Der Kardinal wußte sie würklich noch nicht, errieth aber natürlich, daß Chavigni thätig gewesen, ließ gleich dem Courier nachsetzen (der auch eingehohlt wurde) und sandte einen eigenhändigen Befehl des Königs an den Marquis dú Plessis = Praslin, in dem blos die Worte standen: „Mein „Wille ist, daß Ihr Euch des Herzogs von

„Bouillon lebendig oder tod bemächtigt." — Der Marquis war sehr verlegen, wie er diesen Befehl in der Mitte eines Heeres ausführen sollte. Zu seinem Glücke machte der Herzog einen Spazier-Ritt nach Casal, der Marquis folgte ihm insgeheim, und kam, als eben der Commandant dem Herzog die Festungswerke zeigte. Der Marquis ließ den Commandanten abrufen, wieß ihm des Königs Befehl vor und übertrug ihm dessen Ausführung. Er übernahm es und wollte den Herzog, der bey ihm gespeist hatte, in seinem Kabinet verhaften. Doch Bouillon hatte bereits Wind davon bekommen, er war auf seiner Huth, und umgab sich mit fünf oder sechs seiner getreuesten und entschlossensten Edelleute. Der Commandant ersuchte ihn, das Kabinet zu verlassen, weil Jemand mit ihm sprechen wolle. „Ich weiß schon, was es bedeutet," antwortete der Herzog, „allein ich „werde mich nicht eher gefangen geben, bis „ich des Königs Befehl sehe." Der Kommandant gieng um diesen zu hohlen. Der Her-

zog benuzte diesen Augenblick, folgte ihm auf dem Fusse, bließ die Lichter aus, und suchte sein Heil im Laufen, obgleich er hinkte. Am Tage hatte er, auf seinem Spaziergange, mit Einem Blicke den niedrigsten Ort der Festungswerke bemerkt, dort wollte er seine Rettung suchen, verfehlte aber die rechte Straße, kehrte um, hörte seine Verfolger schon hinter sich, floh in das Wirthshaus einer kleinen Straße ohne Ausgang und versteckte sich im Heu. Hier fanden ihn Schweitzer, die ihn mißhandelten. Sobald Praslin erfuhr, daß er gefunden sey, befreite er ihn aus den Händen der Schweitzer. „Ich habe mich sehr übel un„ter diesen Leuten befunden“ sagte er ohne alle Verlegenheit. Er wurde nach Lyon geführt, wo er seinen Kopf nur durch Abtretung seiner Stadt Sedan rettete, noch mehr aber durch die Verwendung des Prinzen von Oranien, seines Oheims, dem Richelieu Verbindlichkeiten schuldig war.

Die beyden Unglücklichen, die mit ihrem Leben büßten, würden dasselbe auch gerettet haben und nachher begnadigt worden seyn, so gut wie Bouillon und Fontrailles, wenn sie sich nur für einige Monate, oder höchstens für ein Jahr der Gefahr entzogen hätten, denn der Kardinal starb bald darauf und der König ein Jahr nachher. Richelieu war noch auf dem Todtenbette so erfreut, triumphirt zu haben, daß sein Beichtvater ihn erinnern mußte, seinen Feinden zu verzeihen. „Ich habe keine „ander Feinde" antwortete er, „als die „Feinde des Staats."

Die Königin, die seinen Tod nicht beweinte, fieng jezt an ihre künftige Größe zu ahnden, denn alles drängte sich zu ihr. Zwar behandelte sie der König nicht besser als zuvor, aber sie war die Mutter zweyer Prinzen und die Gemahlin eines kränklichen Monarchen; sie stand einer Regentschaft am nächsten, die lange dauern sollte, und Jedermann bemühte sich, auf diesen Fall in ihrer Gunst zu stehen. Der

kranke König erklärte, er wolle nun selbst regieren. Er begnadigte Verbrecher, öffnete Gefängnisse, rief Verbannte zurück, und that alles, um das Volk zu überreden, daß die bisherigen Grausamkeiten nicht auf seine Rechnung kämen. So hatte er wenigstens das Vergnügen, gesegnet zu sterben. Doch zuvor rief er den Cardinal Mazarin ins Ministerium, einen Italiäner von Geburt, aber auch ein halber Spanier durch seinen langen Aufenthalt daselbst; ein Freund von Richelieu. Vermuthlich würde auch Er eine grosse Gewalt über den König errungen haben, wenn dieser länger gelebt hätte. Allein er unterlag seinem Kummer, seinen Mühseligkeiten, seinen Arzneyen und seinen angreifenden Jagd-Parthieen. Das Leben war ihm zur Last, er warf diese Bürde gern von sich, denn er war immer unglücklich gewesen. Jezt bereute er auch sein Verfahren gegen seine Mutter, und bat Gott öffentlich deshalb um Verzeihung. Sterbend erklärte er seine Gemahlin zur Regentin. Sie wurde in

den Geheimenrath eingeführt, wo der König, in Gegenwart des Parlaments und aller Grossen des Reichs, diese Erklärung vorlesen ließ. Sie mußte schwören, alle Puncte derselben getreulich zu beobachten; sie schwur, aber mit geheimem Vorbehalt, diejenigen Personen, die ihre Freundschaft oder ihren Haß verdient hatten, nach ihrem Willen zu behandeln. Zu den leztern gehörte Chavigni, der sich, durch den Entwurf der königlichen Erklärung, ein grosses Verdienst um sie erworben zu haben glaubte, und von einer Gunst träumte, die er nicht gewann. Der König hatte verordnen wollen, daß der Groß-Siegelbewahrer, Chateauneuf, und Madame de Chevreuse, nie wieder an den Hof zurückberufen werden sollten, allein es wurde ihm ausgeredet, weil Jedermann der künftigen Regentin gefallen wollte.

Als Ludwig den Herzog von Beaufort in seinem Zimmer erblickte, sagte er zu seinen Vertrauten: „diese Leute kommen um zu sehn, „ob ich nicht bald sterben werde.“ Heftig fügte

er noch hinzu: „wenn ich davon komme, so „sollen sie mir das Verlangen nach meinem „Tode theuer bezahlen."

Seine Kinder empfahl er der Königin und starb sechs Wochen lang täglich. Es gab herzlose Spötter, welche meynten, er mache den Zuschauern lange Weile. Eines Tages ließ er die Fenster nach der Seite von St. Denis öffnen, sah hinaus und sagte: „Dort werde ich „lange wohnen. Mein Körper wird verzweifelt „gerüttelt werden, denn die Wege sind „schlecht." Seguin, der erste Arzt der Königin, hat mir erzählt, daß der König, zwey Stunden vor seinem Tode, ihn an das Bett gerufen, und ihm gesagt habe: „Seguin, fühle „mir an den Puls, und sage mir, wie viele „Stunden ich noch zu leben habe? täusche „mich aber nicht." — Da der Arzt ihn sehr gefaßt sah, so antwortete er: „Sire, Sie ha„ben noch zwey oder drey Stunden zu le„ben." Da faltete der König die Hände, richtete seine Augen gen Himmel und sprach sehr

gelassen: „Wohlan, mein Gott! ich bin es „von Herzen zufrieden." Er starb am 14ten May 1643 im 42 Jahre seines Alters.

Die Betrübniß der Königin war unerkünstelt. Man mußte sie von seinem Bette wegreissen, wo sie beständig auf ihren Knieen gebetet hatte. Sie selbst hat mir gesagt, daß, als sie ihn sterben gesehen, ihr zu Muthe gewesen sey, als ob ihr das Herz aus dem Leibe gerissen würde. In solchen Augenblicken vergißt eine schöne Seele alle erlittenen Kränkungen. Sie begab sich sogleich zum Dauphin, der nun König geworden, und umarmte ihn weinend als ihren Sohn und Monarchen.

Ich kann von Ludwig XIII. nicht scheiden, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte Fehler, die ihm die Herzen seiner Unterthanen und seiner Familie entfremdten, aber, er besaß auch grosse, zu wenig gekannte Tugenden. Er war fromm aber auch tapfer und einer der besten Generale in seinem Reiche, wie einer seiner Vertrautesten mich ver-

sichert hat; in Gefahren furchtlos, den Muth schätzend und belohnend. Sein größter Verdruß über Richelieu war, daß dieser, unter allerley Vorwand, ihn stets abhielt, seine Armeen selbst zu commandiren. Er hatte viel Geist und Kenntnisse. Der Kardinal selbst bekannte, daß im Geheimenrath des Königs Meinung gewöhnlich die beste wäre, und daß er oft in den schwürigsten Fällen die glücklichsten Auswege fände. Vom Herzog von St. Simon weiß ich, daß er, in den Händeln mit seiner Mutter den Kardinal blos aus Gerechtigkeitsliebe geschützt habe. Zwar hatte sie den König sehr zu Unwillen gereizt, als sie ihn vergebens vor sich knieen ließ, dennoch sagte er gleich darauf zu Versailles, als der Kardinal sich erbot, seine Würden nieder zu legen: „Nein, Herr „Kardinal, ich will das nicht, weil Sie gegen „meine Mutter sich nicht vergangen haben; „hätten Sie das gethan, ich würde Sie nie „wieder sehn. Da aber alles nur Kabale ge„gen Sie ist, so würde ich nicht gerecht

„handeln, wenn ich Sie verließe.“ Damals hegte er noch keinen Gedanken von dem Auftritte zu Compiegne. Richelieu überredete ihn, seine Mutter auf einige Zeit zu verhaften, bis die Kabale gänzlich vernichtet sey, dann könne er sie zurück berufen. Als aber Marie nach Flandern entfloh, (wozu Richelieu selbst die Hände soll geboten haben) da wurde es dem Minister leicht, den König zu überreden, daß die Abwesenheit seiner Mutter der Ruhe des Staates zuträglich sey. Das ist alles, was sich zur Entschuldigung dieser bösen Stunde seines Lebens sagen läßt. Er ist drum doch der Gerechte zubenahmt worden. Ausser seinen königlichen Eigenschaften, der Tapferkeit und Gerechtigkeit, besaß er auch Talente, die den Privatmann zieren. Er liebte die Musik und alle mechanischen Künste, die er selbst mit grosser Fertigkeit übte.

(Die Fortsetzung künftig.)

Turgots Werke

erscheinen in 9 Bänden und mögten wohl eines der wichtigsten Geschenke für unsere Litteratur seyn. Sie enthalten zugleich Memoiren und Bemerkungen über dessen Leben, Verwaltung und Schriften. Welcher Freund der Menschheit wird das Andenken eines Mannes nicht lieben und ehren, dessen Character dem Horaz vorschwebte, als er mit wenigen kräftigen Zügen seinen justum et tenacem propositi virum schilderte. Freilich giebt es noch immer hartnäckige Feinde aller Neuerungen, welche glauben und sagen, Turgot habe die Revolution vorbereitet; in seinen Reglemens über den Getraide-Handel und über die Geschwornen, habe er den Keim jener Ideen entwickelt, die man überein gekommen ist, liberal zu nennen und von welchen nachher eine so schreckliche Anwendung gemacht worden; er sey mehr der Mann einer Parthey als der Mann des Staats gewesen, habe die Sachen besser gekannt als die Menschen; habe zwar Gutes

thun wollen, aber doch nur zerstört, sich verhaßt und lächerlich gemacht. Solche Leute hätten schon aus dem, was er als Intendant von Limoges bewürkte, wohl schließen können, was ihm als Minister gelungen seyn würde, wenn er nicht die Schwäche des Fürsten und die niedrigsten Leidenschaften zu bekämpfen gehabt hätte.

Die sieben bereits erschienenen Bände seiner Werke machen uns bekannt mit den Arbeiten in drei Hauptepochen seines Lebens, nemlich seiner Jugend bis zu der Intendanz von Limoges; seiner wohlthätigen Würksamkeit in dieser tief gesunkenen, durch ihn wiederum zum Flor erhobenen Provinz und seines Ministeriums. Turgot widmete sich anfangs dem geistlichen Stande, doch schon seiner Jugend verdanken wir ein sehr tiefgedachtes Schreiben über Papiergeld und über das Lowsche System: ferner, Reden in der Sorbonne, wo die Betrachtung der, durch die christliche Religion in der Welt verbreiteten Wohlthaten,

und der fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geistes, ihn schon veranlaßten, seinen politischen Gesichtskreis fast prophetisch zu erweitern. So zum Beispiel sagte er in einer dieser Reden: „Die Kolonien sind nur „Früchte, welche nicht länger am Baume hän„gen, als bis sie reif sind. Das wird sich einst „in America bestätigen.“

Hierauf folgen sehr gründliche Bemerkungen über Büffons Irrthümer in dessen Theorie des Weltgebäudes; eine kräftige Widerlegung der Träume des Herrn von Maupertuis über die Sprachen; Briefe über die Toleranz, wo man die Grundsätze wieder findet, auf welchen neuerlich die Beziehungen des Thrones zum Altare und die Gewissens-Freiheit festgestellt worden; dann die Artikel, welche Turgot für die Encyclopädie schrieb; eine Abhandlung über die Münzen u. s. w.

In seiner Schrift über das Papiergeld (ein Gegenstand, der in unsern Tagen leider das höchste Interesse erwecken muß) wi-

verlegt er vorzüglich drei, zu Gunsten von Low's System geschriebene Briefe des Abtes Terrasson, in welchen dieser zu erweisen sich bemühte, daß Münze nur ein Austauschmittel sey und nichts weiter, folglich Papier ein weit bequemeres als Metall; daß der Nahme oder der Stempel des Fürsten hinreiche, um diesem Papiere die Eigenschaft beizulegen, die Preise aller Waaren zu repräsentiren, und daß folglich ein Reich zwar Mangel am Gelde, aber nie Mangel an Münze haben könne.

Turgot bewieß die Absurdität dieser Behauptungen, (immer in Beziehung auf Low's System) und daß jenes Papier gar nichts repräsentire. Denn, wenn z. B. der Fürst sein Papier für Getraide geben wollte, so würde niemand es annehmen, wenn es immer und ewig Papier bliebe. Das war der Fall mit Low's Papieren, die, nach ihrer vollendeten Circulation, immer nichts weiter darboten, als ein Stück Papier. Doch ist wohl die Meinung irrig, daß Turgots hier aufgestellte Grundsätze

Frankreich vor den Assignaten hätten bewahren sollen, denn die Assignaten repräsentirten ja eigentlich die besten Ländereien in ganz Frankreich und hatten folglich einen reellen Werth. Freilich mißbrauchte man sie, zu einer Zeit, wo Alles mißbraucht wurde, und sobald ihre Summe den Werth ihres Pfandes überstieg, waren sie nicht viel besser, als Low's Papiere; aber vor ihrer Herabwürdigung gewährten sie einen Vortheil, der gar nicht zu berechnen ist, und trugen kräftig bei, sowohl die Contre-Revolution zu hindern; als auch die Fortschritte der coalisirten Mächte zu hemmen.

Der Herausgeber klagt mit Recht, daß mehrere von Turgots Schriften ganz verlohren gegangen sind, unter Andern seine drei Briefe über den Getraide-Handel, die schon vor seinem Tode vermißt wurden; ferner ein großer Theil seiner verwaltenden Korrespondenz, wie auch seine Schrift über die Abschaffung der Frohnen, einer der vortrefflichsten. Alles das hat die allgemeine

Plünderung verschlungen. Vielleicht findet sich noch Manches wieder; wenigstens hofft es der Herausgeber, und bittet Jeden, der etwas davon entdecken mögte, es ihm mitzutheilen, um Supplemente liefern zu können.

Indessen ist noch genug übrig geblieben, um daraus den Umfang von Turgots Ansichten, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Gründlichkeit derselben, und besonders die überall vorherrschende Neigung das Gute zu stiften, klar zu erkennen. Er, dem so oft das Schneidende seiner Urtheile vorgeworfen wurde, zeigt sich in seiner ganzen Correspondenz begierig nach Unterricht, genau untersuchend, alle Gründe für und wider abwägend. Sehr oft äussert er den (jetzt so ganz vergessenen) Grundsatz: „Zum Guten müsse man langsam vorwärts schreiten, besonders wenn man an die „Stelle alter, eingewurzelter Mißbräuche es „setzen wolle."

Herr von Machaut wurde der Rache der Geistlichkeit aufgeopfert, welche durchaus ihren

Theil an den öffentlichen Lasten nicht tragen wollte. Dennoch ließ Bertin sich dadurch nicht abschrecken, ein neues Project zu einer gleichförmigen Vertheilung der Abgaben zu entwerfen, wobei der dritte Stand nicht mehr noch weniger belastet werden sollte, als der Adel und die Geistlichkeit. Diese, von Turgot aufgefaßte Idee gebahr sein Memoire über die Abgaben, in welchem, neben den gründlichsten Kenntnissen, die Liebe zu dem Fürsten, verschmolzen mit dem redlichsten Eifer für die Wohlfahrt des Volks athmet. Während er dieß Memoire verfertigte, unterlag schon Bertin den Kabalen; ein trauriges Prognosticon für Turgot.

Es giebt wenige Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche seine Feder nicht beschäftigt hätten: Untersuchungen über Natur und Würkung der indirecten Auflagen; über Ertrag der Bergwerke; über Manufacturen und deren Aufmunterung; über Geldanleihen; über Armen-Arbeitshäuser u. s. w. Wir zeichnen hier

besonders seine trefflichen Betrachtungen über Entstehung und Vertheilung der Reichthümer aus, welche classisch genannt werden können. Auch ist merkwürdig, daß Smith, in seinem spätern Werke, in den Hauptideen mit Turgot übereinstimmt, und daß da, wo in Einzelheiten diese Uebereinstimmung mangelt, er auch am leichtesten zu bestreiten ist.

Der Brief an den König, mit welchem der achte Band schließt, ist ausserordentlich merkwürdig: „Sire" sagt Turgot, „ich habe ge„glaubt, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich „Ihnen mit unbegränzter und beispielloser Frei„müthigkeit die Schwürigkeit meiner Lage, „und, was ich von der Ihrigen denke, dar„gestellt habe. Hätte ich es unterlassen, so „würde ich mich für strafbar halten. Sie ha„ben ohne Zweifel anders darüber geurtheilt. „Mögten Sie — das ist mein innigster Wunsch! „— mögten Sie immer glauben können, daß „ich falsch gesehen und Ihnen eingebildete

„Gefahren gezeigt habe. Mögte die „Zeit mich nicht rechtfertigen! und „Ihre Regierung stets so glücklich, so ruhig „seyn, als Ihre Völker von Ihren Grund„sätzen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit „sich versprechen dürften."

Geschichte und Theorie der Sündfluth des Ogyges oder Noah und des Unterganges der Atlantis.

Unter diesem Titel hat ein Schwärmer, Nahmens Fortia d'Urban, uns schon den 9ten Band seiner Träume von der Urgeschichte des kleinen Balles geliefert, den wir zu bewohnen, und mit unserm Blute zu düngen verdammt sind Im Ersten bewieß er uns, daß die Salier Leute gewesen, die viel Salz assen, und ihr Leben damit zubrachten, in den ligurischen Salzwerken zu arbeiten. Von da verbreiteten sie sich überall, eroberten Italien, gaben den Römern salische Priester

u. s. w. Man erstaunt über das Salz der Weisheit, welches Herr Fortia d'Urban hier verschwendet. Im zweyten Bande dringt er in die Geheimnisse der Schöpfung unserer Erde. Hat Gott sie erschaffen und in den unermeßlichen Raum geschleudert? ist sie ewig wie ihr Schöpfer? — Der Herr Verfasser weiß es nicht; nur daß sie würklich da ist, das weiß er. Seit wann ist sie vorhanden? wer hat sie zuerst bewohnt und beherrscht? — es giebt Menschen von allen Farben und Gestalten; haben sie einen gemeinschaftlichen Ursprung? oder sind es verschiedene Racen? — Diese Erde ist oft durcheinander geschüttelt worden; Länder wurden zu Meeren, Berge zu Thälern; wie ist das zugegangen? und wenn ist es geschehen? — Herr Fortia d'Urban ist zwar ein Mitglied der Academie Celtique, aber drum nicht glücklicher in Lösung dieser so oft aufgeworfnen und noch nie gnügend beantworteten Fragen. Er sagt uns auch nicht einmal etwas neues darüber, er plündert bald Büffon,

la Mettrie und de la Place, bald den Berosus und den Plato. Nie bleibt er eine Antwort schuldig. Fragt man z. B. warum Einer unserer Welttheile Afrika heisse? so erzählt er, daß in der Sprache der Belgier Afrecken, Affricken und Affrucken so viel bedente als zertheilen, zerreissen. Nun sey vermuthlich Afrika durch eine große Naturbegebenheit von Europa losgerissen worden, die Belgier hätten das vermuthlich erfahren, und folglich den losgerissenen Theil Afriken genannt. Vermuthlich sprachen alle übrigen Völker von Europa das Belgische sehr gut, und so wurde die Benennung allgemein.

Eben so macht er es mit Spanien. Das hieß vormals Hesperien, Celtiberien, aber nach dessen Trennung von Afrika fand man für dienlich es umzutaufen. Da nun Afrika zuvor gleichsam die Amme von Spanien war, so wählte man das Wort Spaanen, welches in Halma's Wörterbuche Entwöhnen bedeutet, nemlich ein Kind von der Amme

Brust entwöhnen, und daraus wurde Spanien gemacht. Das nenne ich mir doch eine scharfsinnige und höchst wahrscheinliche Geschichte des Alterthums.

Eines der größten Phänomene derselben ist die große Ueberschwemmung, durch welche die Gipfel der höchsten Berge mit Wasser bedeckt wurden. Die Traditionen aller Völker sprechen davon. Wir haben die Sündfluth des Noah, die Griechen die des Ogyges, die Chineser die des Yao u. s w. Die erstere soll allgemein gewesen und blos Noah mit seiner Familie entronnen seyn. Die des Ogyges war nicht allgemein, die Menschen flüchteten auf die Berge und lebten so gut sie konnten. Die des Yao währte sehr lange und der Chinesische Kaiser überlegte in einer großen Rathsversammlung wie man ihr Einhalt thun könne, allein er war sammt seinen Räthen genöthigt, so lange zu überlegen, bis die Gewässer sich von selber zurückzogen. Der Herr Verfasser verwirft die noahitische Sündfluth gerade zu,

und um nicht in den Verdacht der Ketzerey zu gerathen, so meynt er, man könne gar wohl ein guter Christ seyn, ohne eben an die Sündfluth zu glauben. (Der Pater Mabillon, der doch mit Pabst Benedict XIV. correspondirte, hielt auch dafür, die Allgemeinheit der Sündfluth sey kein Glaubensartickel.)

Dann kommt er auf den Ogyges? wer war dieser Ogyges? woher kam er? wann lebte er? wo herrschte er? Alle diese Fragen untersucht Herr Fortia d'Urban mit großem Eifer und Fleiß, und beantwortet sie folgender Gestalt: Homer spricht von einer Insel Ogygien, wo die schöne Calypso den schönen jungen Telemach empfieng; Homer versichert, diese Insel habe im Ocean gelegen; dieser Ocean ist offenbar das mittelländische Meer. Wenn man das Local genau in Erwägung zieht, so findet man, daß Ogygien nicht weit von Maltha lag — wenn man nun die Etymologie zu Hülfe nimmt, so ist klar, daß die Insel Gozo oder Gozzo darunter zu verstehn sey, eine nahe Nachbarin

von Maltha, denn man darf ja nur, statt Goz, Og lesen, und statt Zo, Gygien, so hat man das leibhafte Ogygien. Dort also wohnte Ogyges, der, als die Sündfluth hereinbrach, sich auf ein Schiff setzte, davon segelte, in Armenien auf dem Gebürge Ararat ein wenig ausruhte, von da nach Böotien gieng und sich in Theben niederließ, welche Stadt bey den Alten oft die ogygische genannt wurde.

Das ist das Resultat von des Verfassers gelehrten Nachforschungen. Dann schwazt er von der Bewegung der Erde, der Atmosphäre, des Meeres, von der Neigung der Axe, der Ursache der Winde und Ströme, der Völker Zerstreuung, des Unterganges der Atlantis, des Durchbruchs der Meerenge von Messina, kurz von Allem, was in naher oder entfernter Verbindung mit Wasserfluthen und Erdbeben steht; aber wir erfahren durchaus nichts neues von ihm.

Die Einwohner der Insel Formosa.

Große, kräftige, schwarzgelbliche Menschen. Kraft eines alten Gesetzes gehn sie im Sommer drey Monate lang nackend. Die Weiber sind klein, dick und stark, waschen sich zweimal täglich mit warmem Wasser vor ihrer Hausthür; sind von Natur sanftmüthig, ziemlich treu, bauen den Acker und ertragen alle Beschwerden der Hauswirthschaft. Die Männer jagen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, haben Hunde, die das Wild aufspüren, und hängen Glöcklein an ihre Lanzen oder Wurfspieße, um zu vernehmen, wohin das getroffene Wild geflohen.

Sie heyrathen zwey bis drey Frauen, die sie auch nach Belieben wieder verlassen können. Sie schliessen ihre Ehen nicht vor dem 20ten Jahre, müssen sich zu jedem Besuche bey ihren Frauen melden lassen, und dürfen nicht eher als im 50ten Jahre mit ihnen zusammen wohnen. Die Kinder bleiben bis zum dritten oder vierten Jahre bey den Müttern, dann gehn

die Knaben zu den Vätern. Das Gesetz — das allerseltsamste auf Gottes Erdboden — erlaubt den Frauen nicht eher in die Wochen zu kommen als bis sie 36 Jahr alt sind. Werden sie früher schwanger, so müssen sie die Frucht abtreiben. (Vermuthlich ist dieses Gesetz das würksamste Mittel, um den Anwachs der Bevölkerung zu hindern.)

Ihre Häuser sind geräumig, von Bambusrohr, Weidenzweigen und Thon erbaut. Ihre Kleider bestehn aus Hirschhäuten. Die Erde bearbeiten sie mit Hacken. Lanzen, Bogen, Pfeile, Säbel, Schilde sind ihre Waffen, ihr kostbarster Schmuck Hirnschädel, Knochen und Haare ihrer Feinde.

Sie sind Götzendiener. Ihre vornehmste Gottheit nennt sich Tamagisangal und thront im Süden. An ihn richten die Männer ihre Gebete, die Weiber an seine Frau, welche Tecaroepoda heißt und ihren Thron im Westen aufgeschlagen hat. Im Norden wohnt auch ein Gott, aber ein Unheilbringender.

Die Gottesdienstlichen Ceremonien verrichten die Weiber. Sie bestehen in Gebeten und Opfern von Schweinen. Die Priesterinnen bekommen Krämpfe und Verdrehungen bis die Gottheit erscheint; nemlich ihnen, denn Ungeweihten erscheint sie nicht. Dann kommen sie nach und nach wieder zu sich und erzählen, was sie gesehen haben. Sie prophezeihen auch die Zukunft oder die Witterung; sie reinigen entweihte Orte, verjagen die bösen Geister durch großen Lärm auf allerlei Instrumenten, oder zwingen den Dämon, durch Säbelhiebe, die sie in die Luft thun, sich ins Meer zu stürzen. (Woher mag es doch kommen, daß Pfaffentrug nicht allein überall gefunden wird, sondern auch fast überall dieselben Formen annimmt? Der Insulaner von Formosa zum Beispiel und der alte heidnische Preusse — wie viele Länder und Meere trennten sie! und dennoch vertrieben diese, wie jene, ihre bösen Geister durch Schwerdtstreiche in die Luft. Solcher Beispiele könnte man eine große Menge sammlen.)

Ein Rath von 12 Männern beherrscht die Insel. Diese 12 heißen Quaty's, sind Alle gegen 40 Jahre alt und werden alle zwei Jahr gewechselt. Ihre Macht ist sehr beschränket, ihre Beschlüsse muß das Volk bestätigen. Sie müssen die Befehle der Priesterinnen in Erfüllung setzen und strenge darüber wachen, daß den Göttern die gebührende Ehrfurcht erzeigt werde. Uebertreter dürfen sie strafen, doch nicht körperlich, auch der Freyheit sie nicht berauben. Gewöhnlich legen sie eine Geldbuße auf.

Gegen Räuber, Mörder und Ehebrecher schaft sich ein jeder selber Recht so gut er kann. Der Bestohlene, wenn er den Dieb weiß, geht mit seinen Freunden in dessen Haus, nimmt weg, was ihm ansteht, oder vergleicht sich um Schaden=Ersatz — (gerade wie zwei kriegführende Mächte) — oder es kommt zu Säbelhieben und der Ueberwundene hat natürlich Unrecht. Ein gekränkter Ehemann nimmt dem

Galan gewöhnlich ein paar Schweine weg, und damit ist die Sache abgethan.

Ihre Leichenbegängnisse sind einzig in ihrer Art. Sie legen den Todten zwar, wie andere Völker, auf einen Scheiterhaufen, allein so hoch, daß die Flamme ihn nicht erreichen kann, sondern er nur gedörrt wird, welches, bei wohl unterhaltenem Feuer, in 9 Tagen geschieht. Dann wickeln sie ihn in eine Matte, legen ihn noch höher als zuvor in die freie Luft und lassen ihn so drei Jahre liegen, worauf sie ihn in seinem eigenen Hause begraben.

Sie glauben an ein künftiges Leben, an Strafe und Belohnung nach dem Tode. Ihre Hölle ist ein Pfuhl voller Unreinigkeiten, in den die Bösen stürzen, den aber die Guten überspringen und in ein Paradies eingehen. Manche Verbrechen können im Leben abgebüßt werden, manche nur nach dem Tode. Zu den leztern gehört das Lügen. Ein Glück, daß sie keine Zeitungsschreiber haben.

Das Schicksal.

Tavernier erzählt eine Begebenheit, die sich vortrefflich eignet, um von einem unserer neuesten Schicksals-Tragikern auf die Bühne gebracht zu werden. Der Strom bey Amadobath in Indien hat keine Brücke; die Bauern schwimmen hinüber, nachdem sie sich zuvor ein aufgeblasenes Bockfell um den Leib gebunden haben. Ihre Kinder setzen sie in große irdene Töpfe, die sie vor sich her schieben. Zu derselben Zeit, als Tavernier in Amadobath war, wollte ein Bauer mit seiner Frau auf diese Weise über den Strom setzen. Sie hatten ein zweyjähriges Kind in einem Topfe bey sich, und der Kopf des Kindes ragte nur eben über den Rand hervor. Ungefähr in der Mitte des Stromes fanden sie eine kleine Sandbank, auf der ein dicker, von den Wellen angetriener Baum lag. Sie schoben den Topf dahin um ein wenig auszuruhen. Kaum hatten sie sich dem Baume genähert, als zwischen dessen

Wurzeln eine sehr giftige Schlange hervorschoß und schnell in den Topf schlüpfte. Vater und Mutter waren so erschrocken, daß sie den Topf fahren ließen, den die Gewalt des Stromes sogleich mit fortriß. Zwei Meilen weiter unten badeten sich ein Banian, sein Weib und ihr Kind, nach Gewohnheit dieser Völker, die nicht eher essen, bis sie sich gewaschen haben. Sie sahen von weitem den Topf auf dem Wasser und den hervorragenden Kinderkopf. Der Banian schwamm ihm sogleich entgegen und trieb den Topf ans Land. Seine Frau eilte mit ihrem Knaben auch herzu, um dem Kinde aus dem Topfe zu helfen. Die Schlange, welche ihrem kleinen Gefährten nicht das mindeste Leid zugefügt hatte, kroch schnell heraus, umwand das Kind des Banian und tödtete es auf der Stelle durch ihren Biß. Die frommen Eltern sahen diese ausserordentliche Begebenheit für eine Fügung des Himmels an, der ihnen aus weisen Gründen ihr Kind geraubt, um ihnen ein anderes wieder zu geben.

Aber das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich schnell, die rechten Eltern foderten ihr Kind zurück, die Retter desselben, die sein Leben mit ihres Kindes eigenem Leben erkauft hatten, wollten es nicht ausliefern; es entstand ein hartnäckiger Prozeß, der bis vor den Kaiser gebracht wurde. Dieser gab den Eltern das Topfkind zurück und der arme Banian blieb kinderlos.

Ueber den Begriff von Zeitgeist.

In der Göttinger gelehrten Zeitung steht eine Recension meiner Preussischen Geschichte, die von einem eben so gelehrten, als humanen, eben so warm empfindenden, als kühl abwiegenden Manne herrührt, dessen Tadel mich belehrt, dessen Lob mich ehrt und dem ich künftig zu beweisen hoffe, daß seine Erinnerungen von mir beherzigt worden, und daß es mir, als Geschichtschreiber, ein hoher Ernst ist,

seine Achtung zu verdienen. Nur in Einem Punkte kann ich nicht mit ihm einstimmen. Er wirft mir nemlich Partheilichkeit gegen den deutschen Orden vor; er sagt: ich stellte ihn im schlechtesten Lichte dar und wüßte die Farben kaum dunkel genug zu wählen; der Geist und die Eigenthümlichkeit des Zeitalters sey von mir nicht beachtet worden u. s. w. — Es ist wahr, ich stelle den Orden in einem schlechten Lichte dar, aber nur, weil ich überzeugt bin, daß er, mit Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, in keinem bessern dargestellt werden kann; ich mahle ihn mit dunkeln Farben, aber diese Farben habe ich nicht gewählt, sondern sie sind mir von der Geschichte geliefert worden. Eine andere Partheilichkeit, als die für das Recht, läßt sich bei mir gar nicht vermuthen; eine Partheilichkeit, die der Geschichtschreiber nicht allein haben darf, sondern nach meiner Meinung auch haben muß.

Zwar übernimmt der Herr Recensent auch die Vertheidigung der vom Orden verübten Greuel keineswegs; aber er meynt doch, ich sey zu weit gegangen, ich hätte in dem Zeitgeist Entschuldigung finden sollen; und das führt mich eben auf die Frage: „Was verstehen wir eigentlich unter Zeitgeist?" — Mich dünket: die Art und Weise zu denken und zu handeln, die, in einem gewissen Zeitraum, unter den meisten Genossen dieser Zeit im Schwange geht. Etwas Anders kann ich mir darunter nicht denken. Wenn nun diese Art zu denken und zu handeln schlecht ist, warum sollte sie zur Entschuldigung dienen? — weil die damaligen Menschen sie mit der Muttermilch eingesogen haben? — Sehr wohl! das mag diese Menschen vor Gott entschuldigen, aber nicht vor dem Richterstuhl des Geschichtschreibers.

Wenn ich, um mich eines gemeinen Gleichnisses zu bedienen, einen mangelhaften Teppich betrachte, darf ich nicht sagen: der Teppich ist

schlecht? ohne Rücksicht auf die einzelnen Fäden zu nehmen, welche kein besseres Gewebe liefern konnten, weil sie schlecht gesponnen wurden? — Eine Geschichte, die geschrieben werden soll, ist ein solcher Teppich; ich überschaue ihn im Ganzen, und, so wie bei Jenem kein Werkmeister sich damit entschuldigen darf, daß es zu der Zeit, als der Teppich verfertigt wurde, keine besseren Spinnerinnen gegeben, eben so wenig kann es bei dieser einem Gewebe von Greueln zu gute kommen, daß damals der Zeitgeist keine besseren Menschen lieferte.

Ich weiß gar wohl, daß man schon lange und bei vielen Gelegenheiten, den Zeitgeist eine entschuldigende Rolle hat spielen lassen, aber man bedenke doch nur, was man eigentlich damit sagt! im Grunde nichts Anders als: wenn Einer das thut, was seine meisten Zeitgenossen thun, sey es auch noch so schlecht, so handelt er sehr verzeihlich, besonders in den Augen der Nachwelt, die, weil sie von

den damaligen Uebeln nichts empfunden hat, ausserordentlich langmüthig ist.

Aber eben dieser Umstand sollte behutsam in solchen Urtheilen machen. Ist es nicht sehr merkwürdig, daß alle gerechte und vernünftige Menschen durch einen schlechten Geist ihrer eigenen Zeit empört worden, und denselben ihren Zeitgenossen keineswegs für Entschuldigung gelten lassen; daß aber diese nemlichen, gerechten und vernünftigen Menschen, wenn von einer Begebenheit der Vorwelt die Rede ist, ohne Bedenken aus diesem Grunde die damals schlecht handelnden in Schutz nehmen? Diese Nachsicht scheint mir einzig und allein daher zu rühren, daß sie die Leiden jener Zeit nicht getheilt haben.

Mich dünket, der Geschichtschreiber müsse sich fragen: was würde ich von der Geschichte, die ich darstelle, geurtheilt haben, wenn ich Augenzeuge davon gewesen wäre? — Zu allen Zeiten haben die besseren Menschen ihre Urtheile auf die ewig unwandelbaren Gesetze

des Rechts gegründet; sie mogten, Heiden oder Christen, im frömmsten Aberglauben erzogen seyn, der Zeitgeist hatte keine Macht über ihr Gefühl des Rechts. Daß ein Geschichtschreiber überall und in jedem Jahrhundert zu den bessern Menschen gehöre, darf ich voraussetzen — und wehe wenn diese Voraussetzung falsch ist! — er würde folglich auch als Zeitgenosse über den Zeitgeist sich erhoben haben, und diese Erhebung darf er aussprechen.

Gesetzt den Fall, es käme eine Zeit, wo abermals ein erobernder Orden, jenem deutschen Orden gleich, durch den abscheulichen Grundsatz: was ich kann, das darf ich auch, Macht und Gewalt verleihen Recht, alle seine Zeitgenossen ansteckte, so daß große und kleine Fürsten ihm nachahmten, und die Welt in eine erbärmliche Sklaverey versänke: dürfte da wohl nach Jahrhunderten ein Geschichtschreiber auftreten und sprechen: es war eine schlimme Zeit, die Menschen han-

delten wie Teufel, aber es war nicht ihre Schuld, der Zeitgeist riß sie mit fort? — auf diese Weise liesse sich Alles, Alles entschuldigen, und jeder Bösewicht würde aus der Geschichte eine Beschönigung seiner Unthaten schöpfen.

Der Recensent fragt: „waren denn Karls „des Großen Schlachtereyen, seine Verpflanzungen in das ferne Frankreich, dem Verfasser ganz unbekannt? hat er nie die Eroberung der wendischen Lande zwischen der „Saale und der Oder gelesen?" — Jene waren mir bekannt, und diese habe ich gelesen, aber eben deswegen wird auch Karl der Große, und überhaupt nie ein Eroberer, von mir gerühmt werden. Der Beinahme des Großen, den die Welt so oft verschwendet hat, blendet mich nicht. Hundert gewonnene Schlachten geben in meinen Augen keinen Anspruch auf die Huldigung der Geschichte. Wer, gleich dem deutschen Orden, oder gleich Karl dem Großen, einem friedlichen Volke

mit Feuer und Schwerdt ein neues, unbegehrtes Glück aufdränge, der wäre mir ein Ungeheuer, er mögte sich übrigens mit zwanzig, von Furcht und Schmeicheley ersonnenen, Beinahmen brüsten. Das Gute und Schöne, was Karl der Große, und auch bisweilen der deutsche Orden, nachher gethan, kann die usurpirte Gewalt nicht rechtlich machen, und die Millionen Seufzer, die er seinen Schlachtopfern auspreßte, weder ersticken noch aufwiegen. Wie verächtlich hat man oft von Menschen gesprochen, die ein großes Vermögen durch unrechtliche Mittel erwarben, und nachher Kirchen und Klöster davon bauten? ist der Fall im Kleinen nicht ganz derselbe? — Wohlthaten, die auf Kosten ganzer Generationen erzeigt werden, sind sehr zweydeutige Verdienste.

Ja, ich bin ein partheyischer Geschichtschreiber, aber nur für das Gute, das Gerechte, und daß ich das bin, hoffe ich auch noch künftig zu beweisen. Dem deutschen Orden habe ich kein Unrecht zugefügt, denn ich

habe nur mit Urkunden in der Hand ihn angegriffen. Habe ich würklich, wie der Recensent meynt, mich hie und da der Uebertreibung schuldig gemacht, so ist es doch sicher nur Uebertreibung im Ausdruck gewesen, die freylich auch dem Geschichtschreiber fremd seyn soll, und die ich gern verbessern werde. Ach! es ist schwer, wenn solche Greuel das Gemüth empören, die nöthige Ruhe fest zu halten.

Und gesezt, ich wollte dem Recensenten zugeben, daß der Zeitgeist die Ansicht des Ordens mildern müsse; war denn würklich der Zeitgeist so verdorben? wurden denn würklich der Ritter Unthaten gegen die heydnischen Preußen von den Zeitgenossen gebilligt? hat nicht selbst der Pabst, ihr Oberhaupt, ihnen eine christliche Behandlung derselben zur Pflicht gemacht? haben sie sich wohl daran gekehrt? hat nicht selbst der Pabst sie oft genug als ausgeartete, nichtswürdige Menschen geschildert und mehr als Einmal in den Bann gethan? — es war also nicht der Zeitgeist, sondern ihr eigner Geist,

der sie beseelte, der furchtbare Geist einer unersättlichen Eroberungssucht, der leider in allen Jahrhunderten einzelne Menschen oder Korps ergriffen und sie zu Tygern gemacht hat.

Bagdad.

Ein Mann, der viele Jahre im Orient lebte, hat eine Beschreibung der Paschaliks (Statthalterschaft) von Bagdad, nebst einer historischen Notiz über die Wechabiten (die jetzt eine so große Rolle dort spielen) und mehrere Bemerkungen über die Geschichte und Litteratur des Orients geliefert. Der Paschalik von Bagdad, an den äussersten Grenzen des Ottomannischen Reiches in Asien, umfaßt einen Raum von 140 deutschen Meilen in die Länge und 106 in die Breite, ist folglich grösser als das (vormalige) Frankreich. Das südliche Mesopotamien, Kurdistan und Bassora gehören mit dazu. Die Hauptstadt, Bagdad,

ist nicht — wie einige Reisende irrig behaupten — auf die Trümmer des alten Babylon erbaut, weil Babylon am Euphrat lag, Bagdad hingegen am Tigris liegt. Der Kalif Mansur hat sie gegründet, und im Jahr 763 den Sitz des Saracenen-Reichs dahin verlegt. So lange dieses Reich währte, schwang sich Bagdad zu einem glänzenden Flor auf, aber unter türkischer Herrschaft ist es sehr gesunken, doch immer noch ein Grenzwall gegen die Perser. Seine Festungswerke sind zwar, selbst im Orient, ziemlich unbedeutend, aber es hat einen breiten, tiefen Graben, den, im Fall einer Belagerung, die Gewässer des Tigris füllen. Auf der Ostseite des Stromes erblickt man den Pallast des Pascha und die merkwürdigsten Gebäude, auf der Westseite nur Hütten der Araber und Dattelgärten so weit das Auge reicht. Die Verbindung zwischen beiden Stadtthoren wird blos durch eine elende, oft zerbrochene Schiffbrücke und durch Böte unterhalten.

Die Zimmer im Serail sind schön und mit asiatischem Luxus möblirt; die Moscheen und andere öffentliche Gebäude aber sind mit denen zu Konstantinopel, Damascus und Aleppo nicht zu vergleichen; die Straßen ungepflastert, eng und schmutzig; nur einige Märkte (Basars) ziemlich geräumig und bedeckt, um Kaufleute und Handwerker gegen die Witterung zu schüzzen. Die auf der Westseite von Ziegeln erbauten Häuser sind zwar nur ein Stockwerk hoch, aber bequem und angenehm, besonders wegen der vielen Gärten, die zwischen ihnen liegen. Bei den vornehmen Bewohnern dieser Häuser sieht man auch Proben von Persischer Kunst, theils in Mahlereien, theils in Kunsttischler-Arbeit.

Das Klima von Bagdad ist sehr gesund und frei von allen ansteckenden Krankheiten, troz der schrecklichen Sonnenhitze, vor welcher die Einwohner sich in die Keller flüchten müssen. Die Nächte schlafen sie auf ihren Terrassen, und es ist merkwürdig, daß diese be-

ständige Abwechselung von Temperatur ihnen gar nicht schadet.

In ganz Mesopotamien herrscht der Samiel, dieser giftige Südwestwind, der einen Schwefelgeruch verbreitet, weil er über die, mit Schwefel und Harzen geschwängerten Ufer des Euphrat und Tigris hinweg fährt; allein er ist nur schädlich in der Wüste, wo bekanntlich die Araber seinem Einfluß nur dadurch entgehen, daß sie sich platt auf den Boden werfen und in ihre Mäntel sich hüllen. Ohne diese Vorsicht würden sie ersticken, aber in Städten hat man nichts zu fürchten.

Der Boden um Bagdad ist wenig fruchtbar, vermuthlich weil er schlecht angebaut wird. Korn, Weitze, Gerste, Baumwolle, Toback, Sesamöl, gedeihen mäßig, Datteln hingegen im Ueberfluß, auch allerley andere Persische Früchte. Vieh und Wild ist reichlich vorhanden. Nach Maaßgabe seiner Größe ist Bagdad schlecht bevölkert und zählt kaum 90 bis 100000 Einwohner (obschon die Eitelkeit

der Eingebohrnen von 300000 spricht) fast lauter Janitscharen, dabey Kaufleute oder in mechanischen Künsten erfahren. Die Secte der Sunnis ist die herrschende, aber es giebt auch viele Anhänger des Omar (Türken) und des Ali (Perser). Sie werden von deu Sunnis verketzert, aber, wegen ihrer Industrie, tolerirt. Viele Perser wohnen auch in Bagdad und treiben, unter dem Schutz der Regierung, den ganzen Handel nach Iron und Kandahar. Ausserdem finden sich jährlich große Haufen Persischer Pilgrimme ein, die zu den Gräbern verschiedener Imams wallfahrten, und nebenher auch schachern.

Handel, Frömmigkeit und, vor allen Dingen die Gewißheit von der Regierung nicht gedrücket zu werden, locken sonst noch eine Menge Fremde nach Bagdad, Indier, Araber, Agwanen, Egyptier u. s. w. Der Christen findet man Wenige; Einige derselben sind Shismatiker und haben ihre eigne Kirche, Andere, Katholiken, die dem chaldäischen, syrischen oder

armenischen Ritus folgen, aber, auf Verhetzung der Schismatiker, ihrer Kirchen beraubt worden sind. Sie hören die Messe bei den Carmelitern, die unter französischem Schutze stehn. Sämmtliche Christen leben ärmlich, sind Krämer oder Färber oder etwas dergleichen. Nur einige Armenier haben sich, durch den Handel mit Edelsteinen und Schawls, bereichert. Die Juden leben, verachtet und von den Türken oft insultirt, in einem entlegenen Stadttheile. Dieser Stand der Erniedrigung macht sie zu Heuchlern, Spizbuben und kurz, zu den niedrigsten Handlungen fähig; aber troz der Geringschätzung, unter der sie seufzen, finden sie Mittel sich im Serail, beym Zolle und in den Häusern der Großen einzuschleichen, wo es immer Leute giebt, die gewandter Spizbuben bedürfen.

Seit undenklichen Zeiten residirt ein französischer Consul in Bagdad, wo seine Gegenwart in diesem Augenblicke freylich von keinem großen Nutzen ist, wenigstens den Handel be-

treffend; aber sein Posten bleibt doch immer wichtig, weil die französische Regierung durch ihn von den politischen Angelegenheiten Asiens unterrichtet wird.

Das Gouvernement von Bagdad besteht aus dreyerley Gewalten, der bürgerlichen, gerichtlichen und militairischen. Der Kiaya, Stellvertreter des Gouverneurs, der Deffterdar, Großkanzler, und der Diwan-Effendi, erster Secretair, müssen täglich dem Pascha Bericht abstatten, dessen Hof zahlreich ist. Die Verwaltung der Gerechtigkeit ist in den Händen des Kazi, des Muffti und der Ulemma, die auch die Gesetze auslegt. Der jetzige Pascha, er heißt Ali, rühmt sich selbst ein, in den Vorschriften des Koran wohlerfahrner Molla zu seyn. Er ist in der That ein wackrer, verdienstvoller Mann, vielleicht ein wenig zu bigott und fanatisch, dagegen von aller Habsucht entfernt, ein muthiger Krieger; eine Eigenschaft, die ihn um so mehr auszeichnet, da sie jezt unter den übrigen Pa-

scha's so selten ist. Der Janitscharen Aga steht an der Spitze der Militair-Macht, und ist Polizeymeister. Bagdad kann im Nothfall 30000 Mann, sowohl Fußvolk als Reiterey stellen, und würde noch mächtiger seyn, wenn nicht mehrere arabische Stämme zu den Wechabiten übergegangen wären und einige Andere sich empört hätten, z. E. die Kurden, welche die beste Reiterey lieferten. Die Araber sind blos mit Lanzen bewaffnet, aber muthig. Ali unterhält auch 500 Mann europäisch disciplinirt, und hat 30 Kanonen, die ziemlich gut bedient werden; er bezahlt aber seine Leute schlecht, deshalb nimmt nur Gesindel Dienste bey ihm.

Die Einkünfte der Statthalterschaft fliessen aus den Zöllen, den jährlichen Contributionen der Unterbefehlshaber, dem Tribut der abhängigen Araber und mögen etwa 7 1/2 Million Piaster betragen.

Auch dort leidet der Handel jezt sehr, durch den Krieg zwischen Frankreich und England,

welcher die Schiffarth auf dem mittelländischen Meere unsicher macht; durch die Fortschritte der Russen in Persien und die innere Unruhen in diesem Reiche, in Kandahar und in Indien; durch das Monopol der Engländer in Indien; durch die Räubereyen der Wechabiten; die ewige Unordnung in der Türkey; die Unsicherheit der Straßen; die Verringerung des Gehalts der Münzen; die Indolenz der ottomannischen Pforte, welche weder Ackerbau noch Industrie beschüzt. Die Producte Arabiens, Indiens und Persiens werden nach Bassora gebracht, von da auf dem Tigris nach Bagdad, von wo aus sie sich in der ganzen Türkey verbreiten. Die arabischen Producte sind Kaffee, Weyhrauch, Harze und allerley kostbare Arzneyen; die indischen, Indigo, Shawls, Wohlgerüche, Gewürze, seidene und baumwollene Waaren, Musseline, Aloe, Kampfer, Benzoe, Ambra Ammoniacsal; u. s. w.; die persischen, seidene und wollene Waaren, ein wenig Baumwolle, Teppiche, Schawls, Lämmerfelle, To-

backspfeifen, Holz, Saffran, Toback, Nitrum, trockne Früchte, köstliche Arzneyen. Bagdad selbst liefert, ausser Datteln, Toback und einigen wollenen Zeugen, gar nichts zur Ausfuhr, aber sein Zwischenhandel reicht hin, um es zu einer der ansehnlichsten Handelsstädte im Orient zu erheben.

Frankreichs alte Fahnen.

Die neuen Adler dieses mächtigen Reichs sind auf dem ganzen Erdboden bekannt genug, weniger dessen alte Fahnen, die uns vor vielen Jahren Gallond in einer historischen Abhandlung hat kennen lernen. Die älteste von der die Geschichte Meldung thut, ist das Panier mit den L i l i e n, dessen Ruhm doch bald durch andere verdunkelt wurde, besonders durch die sogenannte C h a p p e, das heißt, den M a n t e l d e s h e i l i g e n M a r t i n, der im Kriege vor den Königen hergetragen wurde. Martin war

der Schutzpatron des Reichs; von seinem Tode zählten die Franzosen ihre Jahre; an seinem Feste eröffneten sie ihre Parlamente und an seinem Grabe wurden die heiligsten Eide geschworen. Sein Mantel war das Reichspanier der Franzosen zu der Zeit Karls des Großen. Er wurde unter einem Zelte bewahrt, welches darum Chapelle hieß. (Daher unser heutiges Wort Kapelle.) Diejenigen, die das Zelt bewachten, nannte man Chapelains (Kapellan.) Getragen wurde dieß Panier vom Groß-Senneschall, (Dapifer) der den nächsten Rang nach dem Könige behauptete. Diese Würde war erblich in dem Geschlechte der Grafen von Anjou. Dem Ersten dieser Grafen, Ingelgerius, wurde sie verliehen sammt einer Pfründe in der Kirche des heiligen Martin, aus Dankbarkeit, weil er den Reliquienkasten dieses Heiligen, den man, aus Furcht vor den Normännern, nach Auxerre gebracht, dort wieder aufgefunden. Die Pfründe gieng auf seine Nachkommen über, Fouques - le - Bon hielt sich dadurch

geehrt, und am Feste des Heiligen stand er im geistlichen Gewand unter den Sängern und ließ seine Stimme mit den ihrigen erschallen. Der König machte sich darüber lustig, allein der Graf schrieb ihm die derben Worte: „wisset, „Sire, daß ein unwissender König nur ein ge„krönter Esel ist." Bey Lesung dieses Briefes weinte der König, sprechend: „Wahrheit, „Weisheit und Beredsamkeit geziemen vor „Allem den Königen und Großen, und je hö„her ein Mensch im Range über Andere her„vorragt, je mehr müsse er sich auszeichnen „durch Sitten und Kenntnisse." Ein Fürst, der diese Bemerkung machte, war wohl nicht so unwissend, als der Graf von Anjou meynte.

Die Zeitgenossen nennen den Senneschall, Dapifer, auch Marschall und grand maitre de france. Sein hohes Amt vereinigte Pflichten, die sonst unvereinbar scheinen. Er sorgte für die Bekóstigung des Königes und des ganzen Hofes; die geladenen Gäste standen unter seiner Aufsicht; allen königlichen Beamten war er

ein Richter und — zugleich kommandirte er die Armeen. (Es scheint doch wohl, daß entweder der König schlecht gespeist oder die Armee schlecht kommandirt worden.) Seit dem Tode des Grafen von Champagny, der bei der Belagerung von Acre im Jahr 1191 blieb, ist diese bedeutende und bedenkliche Würde Niemanden wieder verliehen worden. Die auf derselben haftenden Rechte und Vorzüge wurden getheilt zwischen dem Connetable, dem grand maitre des königl. Hauses und dem ersten Haushofmeister.

Die Zeit, wo man aufhörte, den Mantel des heil. Martin als Fahne flattern zu lassen, ist unbestimmt. Vermuthlich wurde er verdrängt durch das Panier des heiligen Denis, Oriflamme genannt von der goldenen darauf gedrückten Flamme. Ueber den Ursprung dieser Fahne sind die Geschichtschreiber nicht einig. Manche lassen sie schon bei der Taufe des Clovis erscheinen, Andere erst zu den Zeiten Dagoberts, noch Andere zu Karl

des Großen Zeiten. Gleichviel! Gewiß ist, daß die Könige nie in den Krieg zogen, ohne zuvor dieses Panier mit frommer Demuth aus den Händen des Abtes von St. Denis zu empfangen. Die Grafen du Vexin, als erste Vasallen dieser Abtey, hatten das Recht es zu tragen, und sie haben dieses Recht geübt bis zu der Vereinigung ihrer Grafschaft mit dem Reiche unter Ludwig dem Dicken. Seit dieser Zeit wählten die Könige den würdigsten Ritter zu dessen Obhut. Derjenige, der diese Fahne empfieng, bewahrte sie unaufgerollt auf den Nothfall. Bisweilen hieng ihm der König das Oriflamm um den Hals, dann trug er es als ein Ehrenzeichen, bis es etwa nöthig wurde, dasselbe an einer Lanze flattern zu lassen. Die Ehre, es zu tragen, war so groß, daß zu Karl des V. Zeiten ein Herr von Andreson die Würde eines Marschalls von Frankreich niederlegte, um dagegen das Oriflamm zu empfangen. Peter de Villiers, Gui de la Tremouilie, Hutin d'Aumont, Wilhelm Mor-

cel, Herr von Bacqueville trugen es zu verschiedenen Zeiten und es blieb im Gebrauch bis auf Karl VI. Seitdem war nicht mehr die Rede davon. Das weisse, mit Lilien bestreute Kreuz, welches hernach mit der weissen Standarte vertauscht wurde, blieb seitdem die königliche Fahne, und war das dritte Panier, unter dem die Franzosen kämpften. Es wurde nicht blos im Nothfall aufgerollt, sondern befand sich stets im Heere, selbst zugleich mit dem Oriflamm, wie z. B. in der Schlacht von Borines. Dieses erschien nur im dicksten Schlachtgetümmel, jenes stand dem Könige zur Seite. Die Standarte wurde gleichfalls nur treuen, geprüften Rittern anvertraut. Doch da sie nie von der Person des Königs wich, so scheint es, daß der Vorschneider (écuyer tranchant) sie gewöhnlich getragen habe. Ein solcher war der Herr von Roddes, der in der Schlacht von Jovi unter den Augen Heinrichs IV. getödtet wurde.

Auch die Brüderschaften, Kompagnieen, und besonders die Kirchen hatten ihre eigenthümlichen Fahnen, deren Farben verschieden, je nachdem sie diesem oder jenem Heiligen gewidmet waren. Die Farbe des heiligen Martin war blau, daher glaubt man, daß die Könige von Frankreich, als sie die Lilien zu ihren Wappen wählten, selbige zu Ehren des heiligen Martin auf einen blauen Grund setzten.

Die Standarten der leichten Kavallerie sollen, nach Brantome, unter Ludwig XII. aufgekommen seyn. Die Fähnlein (guidons) existirten seit Errichtung der Ordonnanzcompagnien unter Karl IX. Als Heinrich IV. die Schlacht in den Ebenen von Jovi liefern wollte, zeigte er dem Heere seinen weißen Federbusch und rief: „Kinder! wenn die Standarten verlohren gehn, so seht hier das Zeichen der Vereinigung; ihr sollt es immer auf der Bahn des Sieges und Ruhmes erblicken!“— Der Federbusch dieses edlen Königs begeisterte

gewiß die Franzosen mit höherm Muthe als der Mantel des heiligen Martin.

Die englische Seemacht.

Wir besitzen eine Geschichte von dem Ursprung und Wachsthum dieser jezt so furchtbaren Macht. Als Cäsar die Eroberung von Britannien unternahm, hatten die Bewohner dieser Inseln noch keine Schiffe und wagten blos zu Lande ihre Waffen mit denen des Eroberers zu messen. Lange bedienten sie sich nur der Kähne von Weidenzweigen mit Leder überzogen, denen so ziemlich gleich, die jezt noch in Grönland gebräuchlich sind.

Man glaubt, daß Offa, König von Murcia, damals der mächtigste Fürst in England, der Erste gewesen, der eine Art von Anspruch auf die Meeresherrschaft gemacht. Er soll sogar gewagt haben, sie Karl dem Großen streitig zu machen, der sein Bundesgenosse zu

werden suchte. Alfred, der seine Unterthanen vor den Räubereyen der nordischen Nationen schützen wollte, vermehrte nicht allein die Zahl seiner Schiffe, sondern verbesserte auch deren Bauart. Eine Flotte von 120 Segeln bewachte stets die Küsten. Von den Friesen lernte er die Kunst der Schiffarth. Er schlug die Feinde zur See und vertrieb sie gänzlich aus seinem Reiche, welches durch ihn von fremder und innerer Zwietracht befreit wurde. Sterbend wünschte er noch, daß die Engländer stets so frey seyn mögten als ihre Gedanken. Fürwahr ein unbesonnener, aber doch ein großherziger Wunsch.

Edgar, sein Nachfolger, hatte drey bis viertausend Schiffe, allein das Größte derselben faßte nicht mehr als 50 Mann. Mehrere Jahrhunderte lang beschränkte sich die Geschicklichkeit des Admirals blos darauf, den Wind zu gewinnen und Ebbe und Fluth zu benutzen. Die Schlachten wurden so ziemlich dem Zufall überlassen. Die Signale waren noch sehr un-

vollkommen. Dennoch nannte sich der stolze Edgar Kaiser und Herr aller Könige des Oceans und aller Völker die er umschließt. Als er eines Tages in Chester war, fuhr er auf dem Strome, und zwang acht tributbare Könige sein Boot zu rudern, dessen Steuer er selber führte. Edgars Nachfolger waren minder mächtig zur See, und darum ihre Ansprüche minder hoffärtig. Als Richard in das heilige Land kreuzfahren wollte, war England so arm an Schiffen, daß er deren fremde leihen mußte. Unter Eduard dem Zweyten war das Meer an den englischen Küsten mit französischen Kriegsfahrzeugen bedeckt, die des ohnmächtigen Feindes spotteten. Eduard III. empfieng die Lehen wegen Guienne von Philipp von Valois, wollte sich aber nachher nicht für dessen Vasallen erkennen, sondern, durch den berüchtigten Ueberläufer, Robert von Artois, verleitet, maßte er sich den Titel eines Königs von Frankreich an, und begann jenen langen, schrecklichen Krieg,

der der Keim des unauslöschlichen Hasses zwischen zwey braven Nationen wurde. Kaum war dieser Krieg erklärt, als Bahuchet und Borbevaire, zwey tapfere französische Seemänner, Portsmouth angriffen und in Asche legten. Dann landeten sie zu Southampton, wo sie die Einwohner in der Messe fanden, die Stadt plünderten, Mädchen und Weiber nothzüchtigten und hierauf zu Dieppe die Beute theilten. (So erzählt Froissard.)

Im Jahr 1340 schlug Eduard die französische Flotte, die 200 Schiffe und 3000 Mann verlohr. Aber auch die Engländer hatten den Sieg durch den Verlust von 4000 Menschen erkauft. Wenige Jahre nach der Einnahme von Calais war Eduards Seemacht ganz geschwunden. Unter Karl V. war die französische Marine der englischen überlegen. Nach Eduards Tode erschien der französische Admiral Jean de Vienne mit der vereinigten französischen und spanischen Flotte an den englischen Küsten, zer-

störte den Hafen Rye, plünderte die Insel Whigt, und verbrannte mehrere Städte, ohne daß der Graf von Salisbury nnd Wilhelm Montaigu mit ihrer ganzen Macht es hindern konnten.

Richard II., Eduard des Dritten Nachfolger, konnte nimmer eine Flotte sammeln, die im Stande gewesen wäre, jene Niederlagen zu rächen. Die Spanier beunruhigten alle englische Küsten. Franzosen und Schottländer hatten sich zu ihnen gesellt, nichts entgieng ihnen, was aus den englischen Häfen auszulaufen wagte. Fanden sie keine Schiffe in der See, so machten sie Landungen und griffen die vornehmsten Städte des Reiches an. Winchelsea legten sie in Asche.

Karl VI. wollte einen Einfall in England thun. Die Flotte, die er zusammen brachte, ruinirte Frankreich. Man sah da nichts als gemahlte Schiffe, vergoldete Masten und seidne Segel. Truppen, Waffen und Lebensmittel waren im Ueberfluß. Man zählte 1500 Schiffe. Alle handelnden Nationen hatten de-

ren geliefert vom äussersten Ende des baltischen Meeres bis zu der Meerenge von Gibraltar. In Bretagne erbaute man hölzerne Wälle für eine ganze Stadt, die Stückweis mitgenommen und nach einer Landung sogleich zusammen gefügt werden sollten. Sie waren 3000 Schritt lang und 20 Fuß hoch. Von 12 zu 12 Schritten stand ein kleiner Thurm darauf, der 10 Mann fassen konnte, bestimmt diese tragbare Festung zu vertheidigen.

Die Engländer, erschrocken über diese Zubereitungen, stellten Processionen an. Nur solche, deren Vermögensumstände zerrüttet waren, freuten sich, und sprachen zu ihren Gläubigern: „habt Geduld, das Geld zu eurer „Bezahlung wird jezt in Frankreich gemünzt." — Doch die Furcht der Engländer war eben so übel begründet als die Hoffnung der Franzosen, welchen leztern die zu weit vorgerückte Jahreszeit keinen Versuch erlaubte. Die Unternehmung wurde auf den nächsten Frühling verschoben und dann ganz aufgegeben, weil

alle Vorräthe verdarben und um geringe Preise verkauft werden mußten. Ein Theil der berühmten hölzernen Stadt fiel sogar den Engländern in die Hände, und das übrige schenkte Karl seinem Oheim, dem Herzog von Bourgogne.

Die Freude der Engländer war groß. Der Graf Arundel nahm, an der Mündung der Themse, französische Schiffe mit Wein beladen. Das Treffen, welches bey dieser Gelegenheit geliefert wurde, war Eines der ersten, in welchem man sich der Artillerie bediente. Der französische Admiral hatte drey große Kanonen. Die Einwohner von Rochelle, die das meiste verlohren hatten, dürsteten nach Rache und Ersatz. Luis de Sancerre lief zu diesem Zwecke mit ihren Galeeren aus, die mit Geschütz wohl versehen waren. Der Graf Arundel entfloh, zwey Meilen weit verfolgt und von Kanonenschüssen begleitet. Der allgemeine Gebrauch der Artillerie zur See fällt also in den Anfang der Regierung Karl des Sechsten.

Unter der unruhigen Regierung Eduard IV. war die englische Marine in einem so traurigen Zustande daß die Corsaren der Hansestädte ihre Flaggen im Kanal und an der Mündung der Themse wehen ließen.

Heinrich VII. zubenahmt der englische Salomon, legte den ersten Grund zu der Seemacht seiner Nation, indem er ihr die Augen für den innern Reichthum des Landes öffnete. Er errichtete Munufacturen, bahnte den Handelsweg nach der Levante, zog, während des Aufruhrs in den Niederlanden, Arbeiter aus Flandern nach England, und bevölkerte aufs neue sein fast verödetes Reich.

Heinrich VIII., grausam und verschwenderisch, belastete sein Volk mit Auflagen und mußte dennoch den Gehalt seiner Münze verringern. Unter seiner Regierung konnte die Marine sich nur eines geringen Wachsthums erfreuen. Als er Frankreich den Krieg erklärte, mußte er Schiffe von Hamburg, Lübeck, Danzig und und Genua miethen. Damals lernte

man zuerst, eine Flotte in Linien formiren und ihre Bewegungen ordnen. Seit Ludwig XII. gerieth man auf den Gedanken, die Seitenwände eines Schiffes zu durchbohren um Kanonen hinter die Oeffnungen zu stellen. Vorher standen nur dergleichen, von verschiednem Kaliber, auf dem Verdeck, bald am Schnabel, bald am Hintertheil des Schiffes. Die Bedienung der Artillerie war gleichfalls noch sehr mangelhaft, denn in einer hitzigen Seeschlacht zwischen der französischen und englischen Flotte (die erstere unter dem Commando eines Barons de la Garde) wurden nicht mehr als 300 Schüsse gewechselt.

Während der kurzen Regierung Eduard V. machte der Handel Fortschritte, die Marine wuchs, die großen Fischereyen wurden aufgemuntert, die Engländer begannen einen Handel an den afrikanischen Küsten. Doch die eigentliche Epoche des Wachsthums der englischen Seemacht fällt in die glücklichen Zeiten der Königin Elisabeth, der man die Titel: Wie-

derherstellerin des Seeruhmes der Nation und Königin der nordischen Meere beylegte. Blos durch Zeit und Sparsamkeit erschuf sie eine Marine, die anfangs nur aus 42 Kriegsfahrzeugen bestand, deren keines jezt in der Linie fehlen konnte, denn die stärksten führten nur 40 Kanonen.

Damals rüstete Spanien seine berüchtigte unüberwindliche Flotte aus, woran 7 Jahre gearbeitet wurde. Zwölf Schiffe derselben trugen die Nahmen der zwölf Apostel, 20 andere die verschiedenen Beynahmen der heiligen Jungfrau, ihrer Feste oder der Kirchen, wo sie besonders verehrt wurde. Die frommen Spanier hatten verboten, daß irgend ein Frauenzimmer auf der Flotte seyn sollte, aber Fahrzeuge voller Freudenmädchen folgten ihr. Bekanntlich wurde sie durch einen heftigen Sturm zerstreut und Philipp II. zu drey verschiedenen Malen geschlagen. Der Tod raubte England seine große Königin, ehe sie noch Zeit hatte, die

von ihr gegründete Seemacht durch einen sichern Frieden zu befestigen.

Als Heinrich IV. seinen Freund Sülly nach England sandte, um mit Jacob I. einen Tractat zu schließen, begegneten die französischen Schiffe den englischen, von welchen sie gezwungen wurden ihre Flaggen zu streichen, unter der Drohung sie in den Grund zu bohren. Jacob gab Genugthuung wegen dieser Beschimpfung. Unter seiner Regierung sank die Marine. Er ließ die alten Schiffe verfaulen und baute keine neue. Das stärkste Geschwader, welches er aussandte, war das des Admirals Mansel gegen die Algierer. Es bestand aus 6 Schiffen von 600 Tonnen und 40 Kanonen, zwey Schiffen von 4 bis 500 Tonnen und 34 bis 36 Kanonen und 12 zum Kriege ausgerüsteten Kauffartheyschiffen.

Der unglückliche Karl I. wollte seines Vaters Fehler verbessern und befahl die Erbauung von 18 Kriegsschiffen. Seine Unterthanen beeiferten sich, neue Colonien zu gründen,

als da sind Massachusets, Maryland, Connecticut u. s. w. Dennoch sah dieser König seine Land- und Seemacht verringert durch die fruchtlose Unternehmung gegen Cadix, die ihn 3000 Mann und mehrere Schiffe kostete.

Die See-Expeditionen der Engländer zeigten den Franzosen die Nothwendigkeit, eine Marine zu erschaffen, deren sie bis dahin entbehrten. Richelieu sammelte Holz, baute Magazine und kaufte Schiffe. Er ließ auch deren mehrere erbauen, unter andern die Krone von 72 Kanonen, welches damals von den erstaunten Seeleuten als das größte Kunstwerk betrachtet wurde. In zwey Jahren bildete sich ein Geschwader von 23 Kriegsfahrzeugen auf der Rhede von Brest, wo sich zuvor nur einige elende Fischer zeigten. Diesen Anstrengungen verdankte Frankreich unter jener Regierung mehrere ausgezeichnete Vortheile, die es über die Spanier erfocht.

Seit Elisabeths Tode war Neptuns Dreyzack in die Hände der Holländer gefallen;

Cromwell versuchte es, ihn diesen wieder zu entreissen und es gelang ihm. Der berühmte Admiral Black war sein Werkzeug. Dieser Mann, den blos die Natur zum Seehelden gebildet hatte, entriß den Spaniern Jamaica, griff die reichen Galioten von Mexico in der Bay von Santa Cruz an und verbrannte sie, ob sie schon durch sechs oder sieben mit Geschütz wohl versehenen Schanzen vertheidigt wurde. Cromwell starb, nachdem er von den Franzosen den wichtigen Platz Dünkirchen errungen, mit großen Entwürfen gegen Spanien schwanger. Er war der Mann sie auszuführen, „schrieb Ludwig XIV. an den Grafen von Estrades, „denn er besaß eine Flotte von 160 Schiffen."

Karl II. liebte die Marine, und hatte, für einen Souverain, würklich große Kenntniße davon. Er munterte den englischen Adel auf, Seedienste zu nehmen, machte seinen Bruder zum Großadmiral, und ließ Einen seiner eignen Söhne als Matrosen auf der Flotte dienen. Er wünschte den holländischen Ueber-

muth zu demüthigen und sein Wunsch ward erfüllt, denn der Herzog von York trug einen vollständigen Sieg über die Holländer davon. Es wurden verschiedene Medaillen auf diese Begebenheit geschlagen, auf deren Einer man die Worte las: Quatuor Maria vindico, auf einer andern: Penes nos imperium und auf der dritten: Pontus serviet. Eine zweite Niederlage der holländischen Flotte bewürkte den zu Breda unterzeichneten Frieden, durch welchen Carl nicht allein Neu York und Neu-Jersey erlangte, sondern auch die holländischen Kriegsschiffe genöthigt wurden, die englischen zu begrüßen, durch Niederlassung des großen Segels und der Flagge am großen Maste.

Indessen trachtete auch Frankreich nach der Herrschaft über das Meer. Colbert stellte die Marine wieder her, oder schuf vielmehr eine neue. Ludwig XIV. hatte den Ehrgeiz, Gesetzgeber der Meere zu werden. Sein Seecodex von 1681 wurde selbst von den Engländern so bewundert, daß sie die mehrsten Artikel dessel-

ben nach und nach in ihre verschiedenen Reglements aufnahmen. Im Jahr 1690 schlug Tourville mit 65 Segeln die vereinte englische und holländische, 112 Segel starke Flotte, die von Herbert und Ewertz kommandirt wurde. Nach diesem Siege, der große Bestürzung in England verbreitete, landeten die Franzosen bei Tingmouth, schlugen den Feind in die Flucht, verbrannten 12 Kriegsschiffe und 8 Kauffartheischiffe. Auch damals wurde eine Medaille in Frankreich mit der etwas voreiligen Zuschrift geschlagen: Imperium maris assertum; denn diese festgegründete Seeherrschaft gieng sehr bald darauf in der berühmten Schlacht von la Hogue verlohren, wo Tourville gänzlich geschlagen wurde. Allein da er sich zwei Tage vertheidigt hatte, so belohnte Ludwig XIV. seine Tapferkeit durch den Marschallsstab.

Die Schlacht von la Hogue ist die Epoche des englischen Uebergewichts zur See, aber

nicht der Vernichtung der französischen Marine, wie man gewöhnlich glaubt, denn schon im folgenden Jahre hatte Frankreich 71 Linienschiffe und 29 Brander oder leichtere Fahrzeuge in See, welche letztere dem englischen Handel großen Schaden zufügten. Der Verfasser dieser (zu Yverdon vor etwa 30 Jahren erschienenen) Geschichte, äussert bei dieser Gelegenheit den Grundsatz, den Kaiser Napoleon angenommen, daß die Feinde Englands vor allen Dingen dessen Handel angreifen müssen, weil, wenn sie diesen verschonen, sie ihm seine Hülfsquellen lassen, und die Feindseligkeiten verewigen.

König Wilhelm, der 1702 starb, hinterließ die Marine in dem blühendsten Zustande. Sie bestand damals aus 282 Kriegsfahrzeugen, unter welchen 130 Linienschiffe, die zu bewaffnen 10469 Kanonen und 61119 Mann nöthig waren.

Nachdem 1704 die vereinte englische und holländische Flotte 55 Segel stark, unter dem

Kommando des Admiral Rook, Gibraltar genommen hatte, lieferte sie dem Grafen von Toulouse, der nur 49 Segel befehligte, ein hartes Treffen. Die Nacht trennte die Kämpfer. Ein französischer, tödtlich verwundeter Offizier, de Relinque, rieth, am andern Morgen die Schlacht wieder anzufangen. Dieser Rath blieb unbefolgt, zu großer Zufriedenheit des englischen Admirals, der schon beschlossen hatte, in diesem Falle seine Schiffe in Brand zu stecken. Die Franzosen zogen sich nach Toulon zurück wegen der großen Anzahl ihrer Verwundeten. Im Jahr 1707 versuchte der Admiral Schowal, mit einer Flotte von 46 Linienschiffen und 29 Fregatten, Brandern u. s. w. in den Hafen von Toulon einzudringen, während der Herzog von Savoyen es zu Lande belagerte. Aber beide wurden genöthigt, die Belagerung aufzuheben. In demselben Jahre nahm der berühmte Dugay-Trouin im Kanal eine englische, von fünf großen Schiffen escortirte Konvoi, und als er mit seiner Beute im Hafen

von Brest einlief, schrie das Schiffsvolk spottend, indem es die englischen Gefangenen zeigte: „Platz! Platz! für die Herren des Meeres!“ Trotz alles Verlustes zählte die englische Flotte im Jahr 1707 doch noch 100 Linienschiffe, unter welchen mehrere Dreidecker, die schönsten und stärksten in Europa, von Harding, Lea und Andern erbaut, wodurch der Ruf der Engländer in dieser schweren Kunst sehr hoch stieg. In Frankreich wetteiferte darin der Chevalier Renau mit ihnen.

Nach dem Tode Ludwig XIV. schloß der Regent ein Bündniß mit England, und sein ganzes Benehmen befestigte das englische Uebergewicht zur See. Ihn selbst trafen die ersten Folgen, da er gezwungen wurde, die Arbeiten von Mardick zu vernichten. Das Ministerium von Versailles, fast ohne Marine, mußte Alles dulden. Spanien befand sich so ziemlich in gleichem Falle. Der Kardinal Alberoni wollte die spanische Marine wieder in Ansehn bringen. Ein unglücklicher, gegen England geführter

Krieg, zerstörte sie in der Geburt, und die Engländer, auf diese Weise von allen Seiten sicher, schrieben dem Norden Gesetze vor. Ihre Grausamkeit wuchs mit ihrer Macht. (Wie das gewöhnlich auch unter Landmächten der Fall ist.) Ein einziges Beispiel mag zum Beweise hinreichen. Ein englischer Seekapitain lud, unter dem Vorwand des Handels, zwei spanische Edelleute an seinen Bord, wo er sie zwei Tage hungern ließ, um ein Lösegeld zu erpressen. Als ihm das nicht gelang, schnitt er dem Einen Nase und Ohren ab, und zwang ihn, mit dem Messer auf der Brust, sie aufzuessen. Zur Ehre der Menschheit mögte man diese Anecdote gern für ein Mährchen halten, allein sie steht in einer, auf Befehl des britischen Ministeriums 1739 bekannt gemachten Schrift, mit der hinzugefügten Bemerkung: „Wenn alle unsere, in den amerikanischen „Meeren begangenen Räubereien bekannt wä„ren, die Nation würde erstaunen, so viele „Bösewichter hervorgebracht zu haben, welche

„die heiligsten Völkerrechte mit Füßen treten.“ (Schade, daß das brittische Ministerium, nach der Coppenhagner Expedition, nicht abermals eine solche Schrift publicirt hat.)

Als der Graf von Maurepas in Frankreich am Ruder saß, erzwang er Ehrfurcht vor der französischen Flagge. Im Meerbusen von Mexico und im mittelländischen Meere wurden die Engländer zurückgetrieben, und der Marquis von Roquefeuille, der im Kanal kreuzte, zwang alle englische Schiffe, ihn zuerst zu begrüßen. Allein das Treffen bey Mahon war für die französische Marine die einzige glückliche Begebenheit in diesem Kriege. Die Franzosen erlitten eine Niederlage nach der andern. Es schien damals (wie jetzt) daß man nur französische Schiffe für die Engländer baue, denen keines entrann. Endlich verzweifelte der Minister Berryer, die Marine jemals wieder herzustellen und ließ alle Vorräthe verkaufen. Die Kolonien und die Küsten blieben ohne Vertheidigung, jene mußten sich dem Feinde unterwer-

fen, diese erduldeten ungerochene Beleidigungen. Spanien verlohr Havannah und Manilla sammt dem größten Theil seiner Schiffe und seine Marine war fast eben so vernichtet, wie die französische.

Die Begebenheiten des amerikanischen Krieges sind noch in frischem Andenken, so wie die neuesten. Der Verfasser hat keinen Wahrsagergeist, denn er prophezeyht, daß die amerikanische Revolution dem Wachsthum der englischen Seemacht für immer Grenzen setzen werde. Das ist nicht geschehen; vielmehr hat das Uebergewicht derselben zugenommen; doch wenn kein deus ex machina ins Mittel tritt, so werden unsere Jünglinge es noch erleben, daß die englische Flagge vor der französischen wird gestrichen werden.

Die Ausbreitung des Christenthums ohne Wunder.

(Nach Gibbon bearbeitet.)

Zu schildern, wie die Religion in ursprünglicher Reinheit als eine Himmelstochter uns erschienen, ist ein süßes Geschäft ihrer Lehrer; doch zu enthüllen, wie oft jene Himmlische durch Nebel des Irrthums und Flammen der Leidenschaft über die Erde habe schreiten müssen, das ist des Geschichtschreibers ernste Pflicht. Jener zählt die Ausbreitung des Christenthums ohne Bedenken zu den Wundern; dieser muß dem Wunderglauben entsagen; nur in den Denkmälern der Geschichte und in den Herzen der Menschen darf er den Leitfaden suchen.

Fünf würkende Ursachen stellen sich ihm dar. Die erste: der Christen Unduldsamkeit, von den Juden auf sie verpflanzt. Alle andere Völker des Erdbodens stritten nicht um den Glauben, ehrten selbst den der Feinde,

mischten ihn wohl gar unbedenklich zu dem ihrigen. Nur Ein Volk, das jüdische, verabscheute jeden, der dessen Lehren verwarf. Unter dem harten Joche der Assyrer und Perser hatten die Juden lange geschmachtet; unter Alexanders Nachfolgern traten sie aus der Dunkelheit hervor, und, schnell sich ausbreitend in Morgen- und Abendländern, erregten sie bald die staunende Aufmerksamkeit der Nationen. Ihre seltsamen, mit Hartnäckigkeit beobachteten Gebräuche und ihre Ungeselligkeit, schienen sie als Feinde des übrigen Menschen-Geschlechts auszuzeichnen. Auch lehrte würklich noch in spätern Zeiten Einer ihrer mildesten Rabbinen, Maimonides, daß ein Jude nicht schuldig sey, den Götzendiener aus Lebensgefahr zu retten. Weder des Antiochus Gewalt, noch des Herodes Schlauheit, noch der Nachbarn Beispiel, konnten sie je bewegen, der Griechen zierliche Fabellehre mit dem Gesetz Moses zu verbinden.

Die Römer, duldsam aus Grundsätzen, schützten den Aberglauben, den sie verachteten. Augustus befahl sogar, im jüdischen Tempel für ihn zu opfern. Welcher Abscheu würde einen Enkel Abrahams getroffen haben, wenn er dem capitolinischen Jupiter geopfert hätte! — Allein des Siegers Mäßigung konnte den Geist des Aufruhrs in diesem Volke nicht dämpfen. — Als Caligula in tollem Uebermuth begehrte, man solle seine Bildsäule im Tempel zu Jerusalem aufstellen, da wollten lieber alle Juden sterben, als solche Abgötterey erdulden und die bloße Zumuthung warf ihren König, Agrippa, in eine dreitägige Ohnmacht. So lange der Himmel Wunder für sie that, das Meer um ihretwillen in eine Mauer von Krystall verwandelte, den Lauf der Gestirne hemmte, so lange hinkten sie fremden Göttern nach; als aber der erzürnte Himmel den Undankbaren seinen Schutz entzog, da wuchs ihr eigensinniger Glaube. Die Zeitgenossen eines Moses, eines Josua, waren gleichgültige Zeu-

gen von den erstaunlichsten Wundern; doch ihre Nachkommen bauten, um Widerspruch mit eigenen Sinnen und dem menschlichen Verstande, ihre Beharrlichkeit auf jene Ueberlieferungen der leichtsinnigen Vorfahren. Ihr Nationalgott sonderte sie eifersüchtig von den übrigen Menschen ab. Sie zwangen die benachbarten Völker zu unversöhnlicher Feindschaft. Sie rotteten, auf göttlichen Befehl, mit blutiger Grausamkeit ganze Stämme von Götzendienern aus. Kein Band der Liebe noch der Freundschaft durften sie mit Fremden knüpfen. Kein Gesetz machte ihnen zur Pflicht, den Heyden die mosaische Religion zu predigen. Sie allein waren die Erben des Bundes. Ihre Kenntnisse mehrten sich durch Berührung mit andern Völkern, doch ohne ihre Vorurtheile zu mindern. Selbst nach Zerstörung ihres Tempels beharrten sie mit unbiegsamer Strenge auf allen den Gebräuchen, die den andern Nationen Eckel oder Widerwillen einflößten. Schon die schmerzhafte und gefährliche Beschneidung muß-

te sonst willige Proselyten von der Pforte der Synagoge zurückscheuchen.

Unter solchen Umständen kam das Christenthum in die Welt, bewaffnet mit der Strenge des mosaischen Gesetzes, aber frey von seinen Fesseln. Einheit Gottes lehrte es mit gleichem Eifer wie jenes, und gründete gleichermassen die Wahrheit seiner Lehren auf das göttliche Ansehn Moses und der Propheten. Durch des Messias Opfertod wurden die unvollkommenen Opfer im Tempel aufgehoben. Ein reiner, geistiger Gottesdienst, allen Ständen, allen Himmelsstrichen zusagend, trat an die Stelle der Vorbilder und Gebräuche; die blutige Einweihung wich der mildern durch Wasser. Nicht blos den Nachkommen Abrahams, allen Völkern des Erdbodens, Griechen, Barbaren, Juden, Heiden, den Sklaven wie den Freyen wurde die göttliche Gnade verheissen. Doch nur durch das Christenthum sie zu erlangen, wurde eine Pflicht; wer sie auf diesem Wege verschmähte, dem verschloß sich der

Himmel. Den Neubekehrten ward auferlegt, unter Verwandten und Freunden die heilbringende Lehre zu predigen, aber auch des Ungehorsams Strafen anzudrohen, wenn sie ihre Ohren verschlössen.

Freylich hiengen die bekehrten Juden noch immer fest an ihren alten Gebräuchen, vorwendend, Christus selber habe sie nicht aufgehoben, sondern treulich beobachtet und darum blieb das Christenthum so viele Jahre mit den jüdischen Secten heimlich vermischt. Die funfzehn ersten Bischöffe zu Jerusalem waren sämmtlich beschnittene Juden, und ihre Gemeinden verbanden das Gesetz Moses unbedenklich mit der neuen Lehre, und so blieb es auch, so lange die Kirche zu Jerusalem als die Mutter aller übrigen betrachtet und verehrt wurde. Nachdem aber in den vornehmsten Städten des römischen Reichs begüterte Gemeinden entstanden waren, minderte sich jene Ehrfurcht. Die Zahl der Nazarener — so nannte man jezt die bekehrten Juden — wurde von der Zahl

der getauften Heyden weit überwogen, und diese — das Joch der mosaischen Gebräuche mit Zustimmung ihrer eignen Apostel abwerfend — wollten die gewissenhaftern, halbjüdischen Brüder nicht mehr dulden. Aus den Trümmern von Jerusalem flohen die Nazarener nach Pella, einer kleinen Stadt jenseit des Jordans, wo diese älteste christliche Kirche länger als 60 Jahre in Dunkelheit schmachtete. Erst als Kaiser Hadrian auf dem Berge Sion eine neue Stadt, Aelia Capitolina, gründete und alle Juden mit harten Strafen bedrohte, wenn sie deren Mauern sich zu nähern wagten; dann erst trat der zeitliche Vortheil mit der Wahrheit in Bund. Die Nazarener wählten den Marcus einen gebohrnen Heyden zu ihrem Bischoff, und von ihm geleitet entsagten die meisten dem, seit mehr als 100 Jahren beobachteten, mosaischen Gesetz, durch dieses Opfer den Zutritt zu Hadrians Colonie erringend.

Die wenigen, noch übrigen Nazarener blieben zu Pella, breiteten sich in Dörfern um Da-

maskus aus, und errichteten eine kleine Kirche zu Aleppo in Syrien. Um ihrer Armuth willen an Geist und Vermögen, gab man ihnen den Spottnahmen Ebioniten, die Armen. Viele sprachen ihnen die Seligkeit ab, viele achteten sie unwerth, irgend eine Pflicht der Menschenliebe an ihnen zu erfüllen. Die Juden verwarfen sie als Abtrünnige, die Christen als Ketzer. Doch beharrten sie bis ins vierte Jahrhundert bey ihren, durch den Druck nur störrischer gewordenen Meynungen, bis nach und nach ihre Spur aus der Geschichte verschwindet. Nur die abyssinischen Christen erinnern noch an ihre Lehren. Diese Ebioniten veranlaßten sonder Zweifel die erste, feindselige Absonderung der Christen von den Juden, und die Erbitterung der Erstern zeigte sich um so heftiger, je kräftiger in der That die Vertheidigungsgründe der leztern waren.

Denn so sprachen die Ebioniten: bekennt Ihr nicht selber den göttlichen Ursprung des mosaischen Gesetzes? ist Gott nicht ewig

derselbe Gott? kann er ändern was er Einmal beschlossen? hat er nicht oft die ewige Dauer unserer Religion verheissen? und gesezt er habe sein Gebot widerrufen wollen, würde ein solcher Widerruf nicht eben so klar und feyerlich, als vormals die Offenbarung auf Sinai geschehen seyn? und war nicht Christus selber ein beschnittener Jude? hat er nicht alle jüdischen Feste und Gebräuche gewissenhaft beobachtet? —

Der damaligen Christen unvollkommene Weisheit vermogte nicht, solche Fragen genügend zu beantworten; darum bildete sich eine neue Secte, die der Gnostiker, welche den Knoten zerhieb indem sie lieber, aus der Unvollkommenheit der jüdischen Religion, den Schluß zog, sie sey nicht göttlichen Ursprunges. Als Feinde der Sinnlichkeit spotteten sie über Davids Liebeshändel und Salomo's Vielweiberey. Sie nannten unmenschlich die Eroberung des Landes Canaan, die Ausrottung der arglosen Bewohner desselben; sie fanden jedes Blatt der jüdischen Annalen mit Blut befleckt. Eine

Religion, so sprachen sie, die nur blutige Opfer, unbedeutende Gebräuche verordnet, deren Strafen und Belohnungen immer nur am Irrdischen haften, kann weder Tugend lieben noch Leidenschaften zügeln lehren. Die Schöpfungsgeschichte entgieng ihrem Spotte nicht. Ein Gott, der von einer sechstägigen Arbeit ruhen muß, die Rippe Adams, des Paradieß, der Baum des Lebens, die verbotene Frucht, die redende Schlange, und endlich das Verdammungsurtheil über das ganze menschliche Geschlecht um eines Apfels willen, den die ersten Eltern gespeist — Alles das bot ihm Stoff zu vernünftelndem Unglauben. Den Gott Israels schilderten sie als Leidenschaften und Irrthümern unterworfen, launenhaft in seiner Gunst, unversöhnlich in Strafen, eifersüchtig auf abergläubische Verehrung und seine Vorsehung beschränkend auf ein einziges Volk, auf ein irrdisches Leben.

Diese Gnostiker — Weise, Aufgeklärte, so nannte sie der eigne Stolz oder der Feinde Spott — waren in der That die

reinsten, gelehrtesten und reichsten unter den Christen, fast alle von heydnischer Abkunft. In ihren neuen Glauben mischten sie erhabene, dunkle Lehren der orientalischen Philosophen, wodurch ihre Einbildungskraft entzügelt wurde, und sie nach und nach in mehr als 50 Secten sich theilten. Jede derselben rühmte sich ihrer Bischöffe, Gemeinden und Märtyrer. Sie breiteten sich aus in Asien und Aegypten; sie hatten ihren Sitz in Rom und blühten das dritte Jahrhundert hindurch, bis im vierten oder fünften neue Meynungskämpfe und überlegne Macht sie erdrückten.

Doch so verschieden auch die Rechtgläubigen, die Ebioniten und die Gnostiker von der Verbindlichkeit des mosaischen Gesetzes denken mogten, so beseelte doch sie Alle derselbe Abscheu gegen Abgötterey, durch den die Juden vor allen Völkern der alten Welt sich auszeichneten. Alle betrachteten den Teufel als den Urheber des Götzendienstes. Aber dieser Dienst, dessen unzählige Feste und Gebräuche, waren so

innig mit dem Privatleben, mit den Geschäften und Vergnügungen des Volkes verkettet, daß der Nichtbeobachter derselben gezwungen war, auf allen Umgang mit Menschen, auf alle Aemter und gesellige Freuden Verzicht zu leisten. Wenn auch die öffentlichen Schauspiele — ein wesentlicher Theil von der fröhlichen Andacht der Heyden — mit frommem Abscheu von den Christen vermieden wurden, so waren sie doch bey jedem freundschaftlichen Gastmahl den Versuchungen des Satans blosgestellt, wenn der Wirth, auf aller Gäste Wohlergehn, den geheiligten Wein ausgoß. Wenn die zum Schein sich sträubende Braut, über die Schwelle der neuen Wohnung gezogen wurde, wenn Hochzeitlieder ertönten, oder Trauergesang den Todten zum Scheiterhaufen begleitete, so mußten die Christen von Freunden und Bewandten sich abwenden, um der Theilnahme an abgöttischen Gebräuchen sich zu entziehen. Jede Kunst, jedes Gewerbe, das nur von Ferne zu Darstellung der Götzenbilder mitwürkte, war

in ihren Augen befleckt. Selbst Musik, Mahlerey, Dicht- und Redekunst flossen für sie aus unreinen Quellen. Apoll und die Musen waren nur Werkzeuge, Homer und Virgil nur Diener des höllischen Geistes. Sogar in die Volkssprache der Griechen und Römer, hatten so viele gottlose Redensarten sich eingeschlichen, daß ein Christ, dieser Sprachen sich bedienend, oder auch nur sie anhörend, leicht sündigen konnte. An öffentlichen Festen, bey welchen sich oft die Tugend mit dem Vergnügen paarte, wuchs die Gefahr der Gläubigen. Die Gewohnheit der Alten, an solchen Tagen ihre Hausthüren mit Lampen und Lorbeerzweigen, ihre Häupter mit Blumen-Kränzen zu schmücken, schien ein schuldloser Gebrauch; aber — die Hausthüren standen unter dem Schutz der Hausgötter, der Lorbeerbaum war dem Apoll geheiligt, und die Kränze wurden ursprünglich dem Aberglauben gewidmet. Wenn nun Landessitte oder eine Verordnung der Obrigkeit, den Christen verleiteten, solche

Gebräuche mit zu machen, so straften ihn sein Gewissen, der Vorwurf seiner Kirche und die Furcht vor göttlicher Rache. Aus allen dem entstand eine immer strengere Absonderung von den Heyden und ein Religionseyfer, der oft in unbesonnene Widersetzlichkeit ausbrach. Der Widerstand befestigte den Glauben, vermehrte die Beharrlichkeit und immer leidenschaftlicher führten die Christen den heiligen Krieg gegen das Reich der Dämonen.

Die zwote Ursache von der Ausbreitung des Christenthums, war die bestimmte Lehre von einem zukünftigen Leben. Die heydnischen Weltweisen, unter ihnen selbst Cicero, schwankten in ihrem Glauben an Unsterblichkeit der Seele. Die Furcht vor dem Tode wußten viele blos durch den armseligen Trost zu entfernen, daß der letzte Augenblick das Ziel und Ende aller Leiden sey. Nur wenige Philosophen erhuben sich über diese gemeine Vorstellungsart, nur wenige erklügelten jene gewünschte Unsterblichkeit; aber sie blieben

Menschen; ihre Weisheit konnte Schüler, doch ihr Ansehn nicht das Volk überzeugen. In Indien zwar, in Assyrien, Egypten und Gallien wurde jene große Wahrheit fester geglaubt, denn die Priester bedurften ihrer, um für Tugend und Ehre die Herzen zu entflammen. Neu war sie also nicht. Nur den Juden hatte Gott, aus unbekannten Gründen; sie ganz verborgen. Erst nachdem Cyrus ihnen vergönnt hatte, nach Palästina zurück zu kehren, entstand die Secte der Pharisäer, welche von den Morgenländern Engel, Geister und Schicksal, auch Strafen und Belohnungen nach dem Tode lieh, da hingegen die Saducäer nicht von dem Buchstaben ihres Gesetzes wichen und folglich diese Lehren verwarfen. Unter ihren Anhängern gab es viele der reichsten und vornehmsten Juden, indessen die Pharisäer kräftiger auf das Volk würkten, und für den Glauben an ein künftiges Leben bey dieser reizbaren Nation eine schnelle, warme Theilnahme erweckten. Doch blieb diese tröst-

liche Lehre immer noch unbekräftigt durch ein göttliches Ansehn. Dieses verlieh ihm Christus. Wer die Gebote des Evangeliums erfüllte, der durfte eines ewigen Daseyns sich erfreuen. Was Wunder, daß in allen Provinzen des römischen Reiches die neue Religion eine günstige Aufnahme fand? das irrdische Leben wurde von den alten Christen so gering geschätzt, daß wir in unsern Tagen nur schwache Begriffe von ihrer Sehnsucht nach dem Himmel uns bilden können. Dazu kam noch der Glaube an das nahe, von Christus und den Aposteln verkündete Welt-Ende. Es sollte erscheinen, ehe noch das lebende Geschlecht ins Grab gesunken wäre. Es ist nicht erschienen. Doch so lange jener Glaube währte, brachte er die heilsame Würkung hervor, daß die Christen — jeden Augenblick dem letzten Gericht entgegen sehend — durch Furcht und Hoffnung um so fester an ihre Religion gefesselt wurden.

Auch die fast allgemein verbreitete Lehre vom tausendjährigen Reiche beförderte den Wachsthum des christlichen Glaubens. Nach den sechs Schöpfungstagen sollte die Welt, wie sie damals war, 6000 Jahre zählen, und dann ein freudenvoller Sabbath von 1000 Jahren folgen, wo Christus, in Gesellschaft der Auserwählten, bis zu der letzten allgemeinen Auferstehung, auf dem Erdboden herrschen würde. Da erbaute die Einbildungskraft der Gläubigen ein neues Jerusalem von Gold und köstlichen Steinen, umgab es mit Korn und Wein im Ueberfluß und träumte sich ein herrliches Leben; bis das vollendete Gebäude der Kirche der morschen Stützen nicht mehr bedurfte. Dann erst suchte man Allegorien in jenen Träumen der Kirchenväter und endlich nannte man sie gar Ketzerei oder Schwärmerei.

Während den Jüngern Christi alle jene Herrlichkeiten verkündigt wurden, bedrohte man Rom — das mystische Babylon — mit dem Untergang durch Feuer und Schwefel.

Hunger und Pest; Cometen und Sonnenfinsternisse, Erdbeben und Ueberschwemmungen sollten vorausgehen, dann die Flammen Alles verzehren und das neue Jerusalem aus den Trümmern hervorsteigen. Die Erfüllung dieser Prophezeihung erwarteten die Christen mit Zuversicht und betrachteten jedes, dem Reiche zugestoßene Unglück, als einen Vorboten von der Welt Ende.

Die Furcht vor den höllischen, unvermeidlichen Qualen, mit welchen die Christen alle Götzendiener bedrohten, mag auch Manchen derselben ihren Gemeinden zugeführt haben. Sie schilderten diese Qualen oft mit rachgieriger Schadenfreude. „Ihr liebt die Schauspiele" rief Tertullian, „harret nur des letzten, größten Schauspiels, des ewigen Weltgerichts! Wie werde ich denn lachen und „mich hoch erfreuen, wenn die stolzen Fürsten und die falschen Götter im Abgrund heulen und winseln; wenn die Obrigkeiten, „die uns verfolgten, in heftigerer Glut verzehrt

„werden, als sie gegen die Christen angeschürt;
„wenn die Philosophen und ihre betrogenen
„Schüler in feuerrothen Flammen schamroth
„brennen; wenn die berühmten Dichter, nicht
„vor Minos, sondern vor Christus zittern
„u. s. w.“ Mit der fühllosesten Witzelei wurden auf solche Weise die ehrwürdigsten, tugendhaftesten Heyden dem Teufel zur ewigen Marter überliefert. Mitleidige Christen suchten diese Qualen von heydnischen Verwandten und Freunden abzuwenden, indem sie die Ueberredungskraft der Liebe, der Furcht und des frommen Eifers zu ihrer Bekehrung aufboten. Mancher Heyde, dem sonst nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, vermogte den öftern Versuchen zu Erschütterung seines Glaubens nicht zu widerstehen, und wenn er nur erst einmal den Gedanken faßte: es sey doch möglich, daß die christliche Religion Wahrheit predige; so war er auch bald ganz gewonnen.

Die dritte Ursache des Wachsthums der Christenheit, war der Glaube an die wun-

derthätige Macht der ersten Kirche. Die Gabe der Sprachen, der Geschichte und Weissagungen, die Kraft den Teufel auszutreiben, Kranke zu heilen, Todte zu erwecken, wurden von den Aposteln und ihren Nachfolgern in Anspruch genommen; göttliche Eingebungen und Erscheinungen nicht blos Bischöffen, sondern allen Gläubigen, Weibern, Greisen und Knaben zugeschrieben. Die Austreibung der Teufel war ein sehr gewöhnlicher Triumph der christlichen Religion, und geschah fast immer in Gegenwart zahlreicher Zuschauer. Man zwang den Teufel, selber zu bekennen, daß er Einer von den fabelhaften Göttern des Alterthums sey. Selbst die Auferweckung der Todten war, noch gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, kein ganz seltnes Schauspiel; es wurde durch strenge Fasten und vereintes Gebet der Kirche bewürkt. Fast scheint unglaublich, daß dennoch manche verstokte Philosophen in ihren Zweifeln beharrten. Ein edler Grieche versprach dem Bischoff von Anti-

schien, Theophilus, alsobald ein Christ zu werden, wenn man nur einen, vom Tode würklich erweckten, Menschen ihm zeigen würde. Es ist merkwürdig, daß dieser Prälat der ersten morgenländischen Kirche, der um die Bekehrung seines Freundes so hoch bekümmert war, doch für besser hielt, eine so ehrliche, vernünftige Aufforderung abzulehnen.

Es hat auch in spätern Zeiten Zweifler genug an den gerühmten Wundern gegeben, aber die neugierigsten und leichtgläubigsten unter den Heyden traten gern zu einer Gemeinde, der diese Gabe verliehen war, und die ersten Christen — auf mystischen Boden einherschreitend und durch Uebung längst gewöhnt, das Ausserordentliche zu glauben — kämpften oft mit Dämonen oder wurden durch Erscheinungen gestärkt, oder erlebten noch größere Wunderdinge, welche sie laut verkündeten und ihre eigne Ueberzeugung dem erschütterten Zuhörer mittheilten.

Vielleicht nicht minder würksam war die vierte Ursache: die reine, strenge Moral der Christen. Sie entsprang freylich wohl zuerst aus der göttlichen Lehre, die, den Verstand erleuchtend, auch das Herz reinigte; aber es gab noch zwey Bewegungsgründe, die zu einem tugendhaften Leben sie anreizen mußten: die Reue über begangene Sünden, und das löbliche Verlangen den Ruhm ihrer Gemeinde zu erhöhen. Es ist ein alter Vorwurf, daß oft die ärgsten Verbrecher, die in den Tempeln ihrer Götter keine Verzeihung hoffen durften, zu den Christen flohen und die Schande ihres vorigen Lebens durch das Taufwasser abwuschen. Viele der größten Heiligen waren vor ihrer Taufe die größten Sünder. Nach dem Beispiel ihres göttlichen Meisters wandten sich die Boten des Evangeliums oft an Männer, besonders auch an Frauen, deren Gewissen unter der Last schwerer Verbrechen seufzte. Diese, bekehrt, widmeten sich einem reuevollen Leben, und das Streben nach christ-

licher Vollkommenheit wurde die Leidenschaft ihrer Seele.

Eine kleine, von der herrschenden Religionsparthey argwöhnisch beobachtete Gemeinde, mußte um so strenger über die Reinigkeit des Wandels ihrer Neubekehrten wachen; ein Jeder theilte Ruhm oder Schande derselben. Durch ihre Absonderung gewöhnten sich die ersten Christen an die stillen, häuslichen Tugenden; im Handel und Wandel suchten sie (gleich unsern Herrenhutern) den Ruf der Redlichkeit zu erlangen. Die Verachtung der Welt übte sie in Demuth, Sanftmuth und Geduld. Verfolgung knüpfte sie nur fester aneinander. Ihr argloses Vertrauen blieb nicht unbemerkt und wurde nicht selten gemißbraucht. Mit edlem Bewußtseyn durften sie in Bithynien, vor dem Richterstuhl des jüngern Plinius, sich rühmen, daß ein feierliches Gelübde vor allen, die Ruhe störenden oder das Eigenthum gefährdenden Verbrechen sie behüte, und mit gerechtem Stolz durfte Tertullian, noch fast 100

Jahre später, erinnern, daß, ausser den Märtyrern, nur sehr wenige Christen, durch Henkers Hand gefallen wären.

Die Kirchenväter — oft die strengen Gebote Christi und seiner Apostel im buchstäblichsten Sinne fassend — trieben die Pflichten der Selbstverleugnung, der Reinigkeit und Geduld, zu einer für die Menschheit kaum erreichbaren Höhe. Alles das mußte nothwendig dem Volke Ehrfurcht einflößen.

Ein von der Vernunft geregelter Hang zum Vergnügen und Liebe zur Thätigkeit, scheinen vereint die Quelle des menschlichen Glückes zu bilden; da hingegen ein unempfindliches, unthätiges Gemüth weder sich noch andern Freude oder Nutzen schafft. Aber es war ja auch nicht diese Welt, in der die Christen jenes Glück suchten; darum verdammten sie alle Ergötzlichkeiten, und verachteten jede weltliche Kenntniß. Der Gebrauch der Sinne wurde sündlich, sobald eine Spur von Vergnügen sich dazu gesellte. Der fromme Christ muß-

te sein Ohr der Harmonie der Töne verschließen, und an vollendeten Kunstwerken gleichgültig vorübergehen. Zierliche Kleidung, Wohnung oder Hausgeräth galten für verdammlichen Hochmuth. Nur ein weisses Gewand war vergönnt; falsches Haar erregte Unwillen; musikalische Instrumente, silberne und goldene Gefäße, auch Federkissen wurden verbannt, die letztern weil Jacob auf einem Stein geruht. Weisses Brod, fremde Weine, blieben dem Christen versagt; er mußte sich der öffentlichen Begrüßung und des Gebrauchs der warmen Bäder enthalten; er durfte seinen Bart nicht abnehmen, weil solches, nach Tertullians Behauptung, eine Lüge gegen unser eigenes Antlitz und ein gottloser Versuch ist, die Werke des Schöpfers zu meistern. Freilich überließen in spätern Zeiten die höhern Stände solche Strenge den heiliger sich Dünkenden, das hieß gewöhnlich den Aermern, die, was sie entbehren m u ß t e n, sich gern als Tugend anrechneten: Gleich den Sitten der ersten Rö-

mer, wurden die der ersten Christen durch Armuth und Unwissenheit geschützt.

Aus dem Abscheu der Kirchenväter gegen die Sinnlichkeit entsprang auch ihre oft unsinnige Keuschheit. Wäre Adam dem Schöpfer gehorsam geblieben — meynten sie — so würde der Stand jungfräulicher Unschuld immerwährend sein Loos gewesen und die Fortpflanzung auf eine minder bedenkliche Weise geschehen seyn. Der Ehestand war ihnen blos eine nothwendige Unvollkommenheit des gefallenen Menschen, ein schwacher Zügel gegen Ausschweifungen; sie schrieben ihm die seltsamsten Gesetze vor, die ein Theil der Leser nicht ohne Lächeln, ein Anderer nicht ohne Schamröthe würde lesen können. Nur eine erste Ehe hielten sie für erlaubt und unauflöslich, selbst durch den Tod; die zweite nannten sie gesetzlichen Ehebruch. Wer solches Aergerniß gab, dem wurden Ehrenstellen und Allmosen der Kirche versagt. Ehelosigkeit wurde die nächste Stufe zu einer himmlischen Vollkommenheit.

Rom zählte nur sechs Vestalinnen und hatte noch Mühe genug ihre Keuschheit zu bewachen, unter den ersten Christen hingegen gab es eine große Menge, die das Gelübde einer ewigen Enthaltsamkeit freudig ablegte, und, wie man versichert, auch hielt. Einige wenige, unter ihnen der gelehrte Origenes, die der Herrschaft über ihre Sinne nicht mächtig genug sich glaubten, vertilgten für immer, trotz der Schmerzen und Gefahr, die Möglichkeit zu sündigen. Aber Jungfrauen, unter dem warmen afrikanischen Himmelsstriche, hielten es für schimpflich, der Versuchung auszuweichen; sie theilten ihr Bett mit Priestern und Diakonen, sich rühmend, mitten in den Flammen unversehrt geblieben zu seyn. Freilich behauptete bisweilen die verhöhnte Natur ihre Rechte zu großem Aergerniß der frommen Asceten; so nannte man jene Märtyrer, die keinen andern Zweck des Lebens kannten, als ihr Fleisch zu kreuzigen. Ihnen ersetzte der geistliche Stolz die Vergnügungen der Sinnlichkeit. Die

unbefleckten Bräute Christi wurden in Reden und Schriften hoch erhoben und hier finden wir die ersten Spuren der Grundsätze, aus welchen das Mönchthum entsprang.

Das Gebot, welches den Christen auferlegt, alles Unrecht zu dulden und zu vergeben, machte ihnen jeden Krieg zum Greuel. Der Glanz obrigkeitlicher Aemter stand im Widerspruch mit der christlichen Einfalt. Sie gehorchten den heidnischen Obrigkeiten, aber sie wollten nimmer Theil an bürgerlicher Verwaltung oder bewaffneter Vertheidigung des Reiches nehmen, wodurch sie freilich den Vorwürfen, auch wohl der Verachtung der Heiden sich blos stellten. Welches Schicksal würde das Reich bedrohen, fragten diese, wenn, von allen Seiten, durch Barbaren angegriffen, jeder Unterthan solche Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl bewiese? — Aber wenn die Christen solche Fragen nicht genügend beantworten konnten, so trösteten sie sich im Stillen mit der Ueberzeugung, daß ohnehin der letzte Tag bald anbre-

chen und allen Regierungen, wie allen Kriegen, ein Ende machen werde.

Endlich die fünfte Ursache, welche den Wachsthum des Christenthums mächtig beförderte, war die Einigkeit und Kirchenzucht der christlichen Republik, durch welche nach und nach ein Staat im Staate errichtet wurde. Die Thätigkeit, welche die ersten Christen in Weltgeschäften zu üben verschmähten, trugen sie bald, samt allen daraus entspringenden Leidenschaften, auf die Regierung der Kirche über, mit der dann auch die zeitliche Regierung des christlichen gemeinen Wesens verbunden war. Sicherheit, Ruhm und Vergrößerung ihrer Gesellschaft erweckten auch in den andächtigsten Gemüthern einen Gemeingeist, dem der ersten Römer gleich, und bisweilen mußte der Zweck die Mittel heiligen. Das Trachten nach Aemtern und Ehrenstellen verbarg sich hinter dem Eifer für das allgemeine Beste. Die empfohlene Schlangen-Klugheit verdrängte nicht selten die Tauben-Einfalt, und

die Leidenschaften der Führer der Gemeinde wurden oft noch bitterer und störrischer durch den Einfluß ihres geistlichen Stolzes oder Eifers. Unter den Aposteln herrschte völlige Gleichheit und Freiheit der Kirche. Nur durch das Band des Glaubens und der Liebe waren die verschiedenen Gemeinden mit einander verknüpft. Den Mangel der Kirchenzucht und weltlichen Gelehrsamkeit ersetzten gelegentlich die Propheten, das heißt, Alle, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, die sich berufen fühlten, in den Versammlungen aufzutreten, den Gottesdienst plötzlich zu stören, und die empfangenen Gaben des heiligen Geistes mitzutheilen. Allein ihr Hochmuth und übelverstandener Eifer, veranlaßte nicht selten, z. B. in der Kirche zu Corinth, anstößige Unordnungen. Da setzte man an ihre Stelle die Bischöffe und Aeltesten, zwo Benennungen anfangs gleich bedeutend. Das Wort Presbyter bezeichnete Alter, Ernst und Weisheit; der Titel Bischoff die Aufsicht über Glauben

und Sitten der Christen. Bald aber schien es nothwendig, die Bischöffe zu **Vorsitzern** der Aeltesten zu ernennen und ihnen wenigstens das Recht der Stimmensammlung und Vollstreckung der Beschlüsse einzuräumen. So erhoben sich nach und nach die Bischöffe über die Aeltesten und verwalteten Zeitlebens das anvertraute Amt; allein noch fern von dem Prunke, der in spätern Zeiten diese Würde umgab. Geistlich, doch auch mit unter weltlich, war ihre Gerichtsbarkeit. Sie verwalteten die Kirchenzucht und Sacramente; sie wachten über die unendlich zahlreicher werdenden Religionsgebräuche; sie weihten die Kirchendiener; in ihren Händen lag der öffentliche Schatz; sie schlichteten alle die Streitigkeiten, welche man vor abgöttische Obrigkeiten zu bringen Bedenken trug. Doch waren sie noch immer nur die Ersten unter ihres Gleichen, die geehrten Diener eines freien Volks; die ganze Gemeinde wählte sie unter den Aeltesten.

Das währte länger als 100 Jahre nach dem Tode der Apostel. Jede Gemeinde bildete für sich eine kleine, unabhängige Republik, nur durch Briefe oder Boten sich freundlich beschickend und besprechend. Es gab noch keinen Mittelpunct, keine oberste Macht, keine gesetzgebende Versammlung. Als aber die Zahl der Gläubigen sich mehrte, gewahrte man den Vortheil, der aus einer engern Verbindung entspringen mußte. Da entstanden zu Ende des zweyten Jahrhunderts die Provinzialsynoden in den Kirchen Griechenlandes und Asiens, vermuthlich nach dem Muster der Amphiktyonen oder des achäischen Bundes. Jährlich im Frühling und Herbst versammelten sich die Bischöffe der verschiedenen Kirchen in der Hauptstadt der Provinz; von den Aeltesten unterstüzt, von zahlreichen Zuhörern in Schranken gehalten, rathschlagten sie über wichtige Streitigkeiten in Sachen des Glaubens oder der Kirchenzucht. Man sezte mit Recht voraus, daß der heilige Geist über eine so ehr-

würdige Versammlung sich in reichem Maaße ergieße; daher wurden ihre Beschlüsse, Canon's genannt, mit Ehrfurcht und Gehorsam aufgenommen. Die Einrichtung der Synoden, dem Wohl des Ganzen wie dem Ehrgeiz Einzelner günstig, verbreitete sich schnell im ganzen Reiche. Die Provincial-Concilien traten durch Briefwechsel in Verbindung mit einander, und die katholische Kirche gewann Form und Stärke einer großen, verbündeten Republik. Die Gewalt der Bischöffe dehnte sich willkührlich aus; ewig verbunden unter sich, nach gleichem Ziele strebend, griffen sie die ursprünglichen Rechte der Gemeinden an, verwandelten nach und nach die Ermahnungen in Befehle; streuten Saamen künftiger Anmaßungen aus, und ersezten die Vernunft durch Allegorien und Redekünste. Die Macht der Fürsten und Obrigkeiten nannten sie irrdisch, vergänglich, nur die des Bischoffs göttlich, ewig. Sie waren die Statthalter Christi, die Nachfolger der Apostel, die mystischen Stellvertreter der Ho-

henpriester des alten Testaments. Nicht mehr das Volk, nicht mehr die Geistlichen, nur sie beriefen zum Priesterthum. Wenn sie auch noch bisweilen die Aeltesten zu Rathe zogen, so ließen sie dabei bemerken, daß es freiwillig aus Herablassung geschehe. Das höchste Ansehn räumten sie zwar den Kirchenversämmlungen ein, doch Jeder in seinem Sprengel foderte von seiner Heerde einen so blinden Gehorsam, als ob er würklich ein Hirt über Schaafe wäre. Alles das geschah nicht ohne Widerstand auf der Einen, nicht ohne Gewalt auf der andern Seite, aber die Bischöffe siegten durch die Thätigkeit solcher Männer, die, so wie Cyprian zu Carthago, die Ränke des ehrgeizigsten Staatsmannes mit den Tugenden des Heiligen und Märtyrers zu verbinden wußten.

Aehnliche Ursachen führten nun auch eine Rangordnung unter den Bischöffen, ein höheres oder geringeres Ansehn ihrer Gerichtsbarkeiten ein. Die Bischöffe der Hauptstadt wurden beständige Vorsitzer in den Concilien der

Provinzen, und brüsteten sich schon mit den Titeln Metropolit, Primas. Auch unter diesen erhub sich wiederum Einer über den Andern, je nachdem sein Bischöfflicher Sitz durch weltliche Ehre, durch Zahl und Wohlstand der Einwohner, durch die Menge der gelieferten Heiligen und Märtyrer, oder durch eine lang bewahrte Rechtgläubigkeit sich auszeichnete. Es war leicht vorauszusehen, daß Rom in allen diesen Hinsichten gar bald den ersten Rang und mit ihm Anspruch auf Gehorsam behaupten würde. Die dort befindliche Gemeinde war die zahlreichste und älteste im Abendlande, von zweien der vornehmsten Apostel und Märtyrer gestiftet. Man räumte ihrem Bischoffe ohne Widerspruch die erste Stelle in der Versammlung ein. Doch dessen Oberherrschaft über die Kirche wurde lange und heftig bestritten, besonders durch Cyprian, der, in Verbindung mit seinen morgenländischen Brüdern, standhaft und glücklich gegen die Anmaßungen des römischen Bischoffs kämpfte.

Wenn in diesem Kampfe kein Blut vergossen wurde, so hinderte solches nur die Schwäche der streitenden Partheyen. Scheltworte und Bannstrahlen waren ihre Waffen, von beiden Theilen mit unchristlicher Wuth geschleudert.

Aus dem Wachsthum des geistlichen Ansehns entsprang nun auch der den Griechen und Römern völlig unbekannte Unterschied zwischen Geistlichen und Layen. Zwar wurde die Herrschsucht der Erstern noch durch keine weltliche Macht unterstützt, allein sie hatten sich schon der beiden stärksten Hebel der Regierung bemächtigt, der Belohnungen und Strafen. Die Freigebigkeit der Gläubigen und ihre andächtige Furcht waren beider Quellen. Die Gemeinschaft der Güter, Plato's schöner Traum, war der ersten Kirche Schmuck, doch nicht lange. Die Neubekehrten legten ihre irrdischen Güter fröhlich in die Hände der Apostel, und begnügten sich, bei allgemeiner Spende, mit gleichem Antheil. Doch nur die Apostel konnten eine solche Einrichtung in ihrer

Reinheit erhalten. Mißbrauch war unvermeidlich. Darum blieben in der Folge die Neubekehrten im Besitz ihrer Güter, und lieferten blos freiwillige Beiträge nach Maaßgabe ihrer Kräfte, doch fand man ersprießlich, das mosaische Gesetz vom Zehnten, als ein noch bestehendes, einzuschärfen, hinzufügend: daß es den Christen gezieme, auch in der Freigebigkeit die Juden zu übertreffen. Diese Ermahnung blieb nicht ohne Frucht, und manche Kinder wurden zu Bettlern, weil ihre Väter Heilige gewesen waren. Der Kirchenschatz mehrte sich. Zwar verbot ein römisches Gesetz, liegende Gründe, ohne des Kaisers oder des Senats ausdrückliche Erlaubniß, besondern Gesellschaften zu schenken oder zu vermachen, allein es wurde umgangen oder bisweilen aufgehoben, denn schon unter Alexander Severus durften die Christen Ländereyen im römischen Gebiet besitzen, und noch vor Ablauf des dritten Jahrhunderts beschenkte man sie, in den großen Städten des Reiches, mit den ansehnlichsten

Gütern. Diese verwalteten die Bischöffe, nur zu oft mit Untreue. Der Eine verschwendete, der Andere wucherte. Wem aber seine Pflichten-Erfüllung am Herzen lag, der besoldete zuerst die Kirchendiener, bestritt die Kosten des öffentlichen Gottesdienstes und die der sogenannten Liebesmahle (Schmausereyen, die einen sehr angenehmen Theil der Gottesverehrung ausmachten) und, was übrig blieb, war der Armen heiliges Eigenthum, wobei minder das Verdienst als die Noth des Empfängers in Betrachtung gezogen wurde. Diese Wohlthätigkeit, selbst von Heyden gepriesen, bekehrte Manche schneller als die neue Lehre.

Die Strafe der Kirche war ihr Bann. Der Christ, gegen den er ausgesprochen wurde, gieng verlustig aller Ansprüche auf die Gaben und Opfer der Gläubigen. Die Bande der Liebe und Freundschaft wurden gelöst, und das Paradieß verschlossen. Wenn man die Reuigen wieder aufnahm, so mußten sie, durch Fasten ausgemergelt, mit einem Sack bekleidet, vor

den Thüren der Versammlung liegen, ihre Schuld laut bekennen, und mit Thränen um Vergebung flehen, oft mehrere Jahre lang. Wer einen Rückfall sich zu Schulden kommen ließ, den traf der Ausspruch einer ewigen Verdammniß. Um dieses fürchterliche Urtheil zu verwürken, war es in Spanien unter andern schon genug, einen Priester verleumdet zu haben.

Zu diesen fünf Hauptursachen, welche ohne alle Wunder die Fortschritte des Christenthums auffallend begünstigten, mögen noch als mitwürkend gezählt werden: der laue Götzendienst; die Zweifelsucht der heidnischen Welt; der unter allen ihren Ständen eingerissene Unglaube; das Bedürfniß der zur Frömmigkeit Geneigten, den leeren Platz in ihren Herzen mit würdigern Gegenständen auszufüllen; die Leichtigkeit, mit welcher die Prediger des Evangeliums, auf den von den Römern gebahnten Straßen, von Einem Ende des Reiches bis zum andern reisen konnten; die Sicherheit,

deren sie in einem solchen Staate genossen; und selbst die Verachtung der aufgeklärtesten Römer, welche die neue Secte keiner Aufmerksamkeit, daher auch keiner Verfolgung würdigten. Fast mögte es also scheinen, daß nicht vonnöthen sey, des Himmels Wunderkraft in einer Sache zu bemühen, die, aus der Verkettung aller Umstände, sich so genügend erklärt.

Quodlibet.

Unter den neuesten merkwürdigen Rechtshändeln, die jetzt heftweise in Paris erscheinen, findet sich auch Einer, der Schauder erregt. Ein Jüngling wird eines schwarzen, absurden und physisch unmöglichen Verbrechens angeklagt, und — zum Tode verutheilt. Claude Vuillaume, aus dem Arrondissement von Toul, soll seine Frau umgebracht haben. Ein Pachter, bei dem er diente, und der ihm wohl wollte, hatte ihn mit einer reichen, aber schon ziemlich betag-

ten Wittwe verheirathet. Die Ehe war freilich nicht glücklich, denn es gab Stürme der Eifersucht, und man sprach schon von Trennung, als Guillaume, wegen eines Jugendstreiches, in Toul auf drei Tage ins Gefängniß gesetzt wurde. In der ersten Nacht, welche auf den ersten dieser Tage folgte, wurde seine Frau, zu Bulligny, ihrem Wohnort, umgebracht. Die Umstände sind merkwürdig. Es war der 11te Februar; sie hatte bei einer Nachbarin bis 11 Uhr gearbeitet. Als sie nach Hause kam, brachte sie ihre Tochter, ein Kind aus der ersten Ehe, zu Bette, und sagte ihr, sie werde gleich nachfolgen. Das Kind schlief ein. Bei seinem Erwachen sah es die Mutter nicht, aber auch sonst nichts im Hause in Unordnung. Die Nachbarn werden herbei gerufen, suchen überall, erblicken in dem Brunnen eines benachbarten Hauses ein Kopfzeug oben auf schwimmen, steigen hinunter und finden den Leichnam mit einer leichten Verletzung am Halse, die aber gar nicht tödtlich war. Sie hat sich also höchst

wahrscheinlich selbst ersäuft. Vuillaume war unterdessen im Gefängniß. Einer seiner Feinde beschuldigt ihn des Mordes und nimmt das Publikum gegen ihn ein. Um seine Frau zu erwürgen, soll er aus dem Gefängniß entkommen seyn, in der Nacht, bei dem schrecklichsten Wetter, in 5 oder 6 Stunden 6 Meilen gemacht haben; man nimmt an, daß die Frau sich gar nicht gewehrt, gar nicht geschrieen, weder ihr Kind noch die Nachbarn aufgeweckt hat; man nimmt an, daß, ob sie gleich sehr groß und stark war, sie sich aus ihrem Hause bis zu dem Brunnen des Nachbars habe schleppen lassen, ohne irgend eine Spur dieser Gewaltthätigkeit zu hinterlassen.

Trotz aller dieser Unmöglichkeiten, trotz der Beweise, daß Vuillaume das Gefängniß nicht verlassen; trotz des gänzlich mangelnden Verdachts der nothwendigen Mitwissenschaft des Kerkermeisters, wird der Unglückliche, auf zwei widersprechende Zeugnisse und die Klatschereyen einiger Gevatterinnen, welche biswei-

len Zeugen der ehelichen Zwistigkeiten gewesen waren — zum Tode verurtheilt. Er appellirte an eine andere Jury, und es ist zu hoffen, daß diese weniger verblendet gewesen.

* * *

Der neueste Band der Annales dramatiques erzählt: Der große Sänger Farinelli kam nach Spanien, als Philipp V. verrückt war, ganze Wochen und Monate im Bette lag, sich den Bart nicht abnehmen ließ und mit Niemanden ein Wort sprach. Vergebens hatte die Königin schon alle Mittel versucht, um ihn zu heilen. Jetzt beschloß sie, die Macht der Tonkunst an ihm zu prüfen, die sonst immer große Gewalt über ihn gehabt hatte. Farinelli wurde zu einem Concert geladen, und gebeten, seine schönsten, rührendsten Arien zu singen. Der König schien anfangs überrascht, nach und nach bewegt, und, nach Endigung der zweiten Arie, ließ er den Sänger in sein Zimmer kommen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, ersuchte ihn noch einmal zu singen, wurde entzückt,

als Farinelli diesesmal sich selber übertraf, verlangte, er solle sich eine Gnade ausbitten, versichernd, daß er ihm nichts abschlagen werde.

Da bat Farinelli, von der Königin unterrichtet, daß Se. Majestät geruhen wollen, sich den Bart scheeren und ankleiden zu lassen, um wieder im geheimen Rath zu erscheinen. Der König folgte ihm. Seitdem verminderte sich die Krankheit mit jedem Tage; der Sänger wurde dem Monarchen unentbehrlich; er machte ihn zum Ritter und gab ihm eine Pension von 80000 Franken. (Dem Herausgeber ist auch ein Beispiel bekannt, wo ein, die Musik liebendes, Frauenzimmer, welches im Wochenbette wahnsinnig geworden, nach vielen vergeblich gebrauchten Mitteln, zum Erstenmale wieder gleichsam aus einem tiefen Schlummer erwachte, als der Arzt im Nebenzimmer, bei offenen Thüren, eine ihrer Lieblingssonaten auf dem Flügel spielen ließ. Sie hatte seit mehrern Wochen kein Wort gesprochen und immer vor sich hingestarrt. Kaum ver-

nahm ihr Ohr die ersten Töne, als Leben in ihre Augen kam, sie sich freundlich aufrichtete, still zuhörte, und endlich ausrief: Ach! wie schön!)

* * *

Auf der Academie zu Pavia hat unser Landsmann, Herr Hager, Professor der orientalischen Sprachen daselbst, eine Abhandlung über die orientalische Bussole (memoria sulla Bussola orientale) vorgelesen. Ueber die Erfindung des Compasses giebt es die widersprechendsten Behauptungen. Einige wollen, sie sey im Orient schon seit 2000 Jahren bekannt gewesen; Andere, sie rühre von einem Bürger von Amalfi her, und sey bei weitem nicht so alt. Die Ehre dieser wichtigen Erfindung wird wechselsweise den Chinesern, Arabern, Italiänern, Engländern, Deutschen und Franzosen zugeschrieben; die Beweise sind aber lauter Vermuthungen, ausgenommen die für die Chineser. Es erhellt, nach Hagers gelehrten Forschungen, aus ihrer Geschichte, Sprache, Philosophie,

Religion, Astronomie, ja sogar aus ihren Sitten und Gebräuchen, daß sie auf unserm Erdboden die ältesten Besitzer des Compasses sind, so wie sie auch das Schießpulver, die Buchdruckerkunst und das Porcellain zuerst erfunden haben. Von ihnen bekamen vermuthlich die Araber den Compaß, denn sie handelten schon im IXten Jahrhundert nach China. Die Amalfitaner, die schon vor den Kreuzzügen in Syrien, Egypten und Palästina Handel trieben konnten ihn von den Arabern entlehnen. Er war anfangs sehr unvollkommen, und bestand noch im XIIIten Jahrhundert blos aus einer kleinen eisernen, magnetisirten Platte, welche auf dem Wasser schwamm.

* * *

Ein Gelehrter, dessen Fleiß und Beharrlichkeit man bewundern muß, hat einen Versuch über das bekannte Hazardspiel trente-un geschrieben, wo er in tausend und vier und zwanzig Taillen den Spieler lehrt, wie er gewinnen könne und werde. Um diese

großen Wahrheiten zu begründen, hat er die ungeheure Geduld gehabt, 60000 Taillen auf seine eigne Hand durchzuspielen, welche ungefähr aus einer Million und 560000 Abzügen bestehen und einer Zeit von etwa vier Jahren bedürfen. Aus diesen kostbaren Materialien hat er seine Berechnungen zusammengesetzt, und der Spielerwelt, durch ein Opfer von vier Jahren, eine der größten Wohlthaten erzeigt. Wenn dieser Mann einst vor Gott erscheint, um von dem Gebrauch seiner Zeit Rechenschaft zu geben, so wird er sonder Zweifel die Engel ersuchen, einen großen Spieltisch vor den Richterstuhl zu setzen, und dann, zum Erstaunen der himmlischen Heerschaaren, seine sechzigtausend Taillen auskramen.

* * *

Wir haben Pallisots Werke erhalten. In den beigefügten Memoiren seines Lebens erklärt er den Haß der Philosophen gegen ihn, der durch sein Lustspiel: die Philosophen und durch seine Dunciade veranlaßt wurde.

„Der Rath zu Nancy," sagte er, „ver„langte von mir, zu Eröffnung eines neuen „Theaters, ein kleines Stück, welches als „Vorspiel zu den Feierlichkeiten dienen sollte, „die bei Gelegenheit der Einweihung der „Bildsäule Ludwig des XVten veranstaltet wa„ren. Dieß Stück, es hieß der Cirkel, wur„de auf Befehl des Königs Stanislaus und in „dessen Gegenwart aufgeführt. Es kam eine „Person darin vor, die den berühmten Bürger „von Genf (Rousseau) bedeutete. Man weiß, „daß zwischen ihm und dem Publicum, wegen „einiger seiner Paradoxen, eine Art von „Krieg ausgebrochen war. Diese Paradoxen „machte mein Lustspiel lächerlich, keineswegs „seine Person oder seine Sitten. Die nemli„chen Philosophen, die nachher seine grausam„sten Feinde geworden sind, waren damals „seine enthusiastischen Verehrer. Sie ließen „dem Könige von Polen eine heftige Klag„schrift gegen mich einreichen, unter dem „Vorwand, Rousseau zu rächen. Ich erlaubte

„mir keine andere Vertheidigung, als die „Herausgabe meiner kleinen Briefe über „große Philosophen, ich welchen ich die „Ränke aufdeckte. Diese Briefe wurden viel „und gern gelesen. Daher die Animosität, „mit welcher diese Herren mich beehrt haben „und noch beehren. — Die kleinen schönen „Geister, die sich an jene hochmüthige Secte „anlehnten, um doch auch eine Existenz zu ha„ben, erschienen als Hülfstruppen. Auf diese „Weise entstanden meine Lustspiele, die Phi„losophen, 1760, und die Dunciade vier „Jahre später. — So viele Neckereyen und „Verdruß flößten mir endlich Geschmack für „die tiefste Einsamkeit ein. Schon in der „Stadt lebte ich als Einsiedler, jetzt zog ich „mich 1763 auf das Land zurück."

(Wohl ist eine ländliche Einsiedeley der sicherste Aufenthalt, wo alle die stumpfen oder vergifteten Pfeile von der Brust desjenigen ab-

prallen, der im Schatten eines Baumes unter seinen Kindern oder seinen Büchern ruht.)

* * *

Ein alter Reisender, Cadamosto, erzählt von den Azanaghis, einer afrikanischen Nation, einen sonderbaren Gebrauch. Sie wickeln sich ein Tuch um den Kopf, welches ihnen Nase und Mund bedeckt, weil beide sehr unreine Kanäle wären, und eben so sorgfältig versteckt werden müßten, als andere Theile des Körpers, die man in civilisirten Ländern zu verhüllen pflegt. Fast sollte man glauben, die Europäer hielten das Herz für einen solchen Kanal, denn sie verbergen es mit großer Sorgfalt.

* * *

Die afrikanischen Damen haben ganz andere Begriffe von der Schönheit als die europäischen, die sich des Fischbeins und der Gürtel bedienen, um ihre Busen so hoch als möglich unter das Kinn hinauf zu drängen. Jene

hingegen, wenn sie 16 oder 17 Jahr alt sind, binden den Busen an Stricke und ziehen ihn herunter, so daß er bisweilen bis auf die Kniee hängt. Ein Liebhaber folglich, der sich ihnen zu Füßen wirft, kann zugleich seine Lippen auf ihren Busen drücken.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August von, 1761-1819

Clio's Blumenkörbchen

Bd.: 1

Darmstadt (1811)

P.o.germ. 764 f-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112908-5